

DOSSIER

Reise ins Reich der Augenpaare

ERFAHRUNGSBERICHT. «Andere machen sich auf für eine Reise in die Einöden der Gebirge, in die Wildnis der Tropenwälder, ins Chaos der Grossstädte», schreibt «reformiert.»-Redaktorin Käthi Koenig. «Auch mir stehe eine solche Reise bevor, vergleichbar mit jenen, sagte ich mir, und versuchte so, meiner Ungewissheit, meiner Angst zu begegnen – weniger der Angst vor dem Tod als jener vor dem Ausgeliefertsein.» Der persönliche Bericht über die Therapie einer Bluterkrankung «im Reich der Augenpaare». > Seite 5



PORTRÄT

«Der Pianist» in den Augen seines Enkels

DANIEL SZPILMAN. Seinen Grossvater kennt man auf der ganzen Welt: Wladyslaw Szpilman (1911–2000), bekannt aus dem Buch «Der Pianist» und dem gleichnamigen Polanski-Film, ist der berühmteste Überlebende des Warschauer Ghettos. Nun hat sein Enkel Daniel die Maturarbeit über ihn geschrieben. > Seite 12

KOMMENTAR

ANNEGRET RUOFF
ist «reformiert.»-
Redaktorin im Aargau



Und plötzlich gehts mich etwas an

Asylpolitik ist zuweilen etwas Abstraktes. Weil es vorab um Zahlen geht: um die Anzahl der Asylgesuche, die in der Schweiz gestellt werden, um die Anzahl der Unterbringungsplätze, die Bund, Kantone und Gemeinden zur Verfügung stellen müssen, und natürlich um die Anzahl Franken, die das Ganze den Steuerzahler kostet.

GEFRAGT. Nun wird aus dem Abstrakten plötzlich etwas Konkretes, aus dem Theoretischen etwas Praktisches – zumindest im Kanton Aargau. Hier hat die Politik die Kirche um Unterstützung bei ihrer Suche nach Unterkünften für Asylsuchende gebeten – und sich für einmal darum focht, ob sich die Kirche überhaupt mit der Politik einlassen darf. Die Landeskirche hat den Ball aufgenommen und weitergespielt: an die Kirchgemeinden. Und damit ist er bei mir, beim gewöhnlichen Kirchenmitglied, angekommen. Ich und du und Sie und wir alle, die der Kirche angehören, sind plötzlich gefragt: Ist irgendwo eine Wohnung frei? Hats ein leer stehendes Gebäude im Quartier? Ist womöglich das Kirchgemeindehaus geeignet?

BERÜHRT. Die Asylfrage betrifft jeden Einzelnen von uns. Schliesslich ist die Bibel voll von Flüchtlingsgeschichten. Der Aufruf, sich für die Verzweifelten und Heimatlosen, für die Notleidenden und Elenden einzusetzen, zieht sich durchs Alte und Neue Testament. Auch Jesus selbst war ein Vertriebener. Es geht also um den christlichen Kern: Lasse ich mich von Angst, Elend und Not berühren? Öffne ich meine Augen und mein Herz dem Leidvollen und Unbequemen auf dieser Welt?

Die Kirche greift dem Staat unter die Arme

FLÜCHTLINGE/ Die reformierte Aargauer Kirche hilft dem Kanton bei der Suche nach Unterkünften für Asylsuchende. In Bern und Zürich ist das noch nicht nötig.

«Bettwil» ist zum Symbol für den Widerstand geworden, auf den der Staat bei der Suche nach Asylunterkünften stösst: Ein Grossteil der Bevölkerung des Aargauer Dorfs wehrte sich gegen die vom Bund geplante Umnutzung einer Militäranlage als Ergänzung zu den Empfangszentren für Asylsuchende. Die Kritik am Volksaufstand blieb verhalten. Einzig einige Nichtregierungsorganisationen sowie die Luzerner und die Aargauer Landeskirchen äusserten sich besorgt über das gehässige Diskussionsklima – und appellierten an die Verantwortung der Zivilgesellschaft, Menschen in Not Schutz zu gewähren.

VERDROSSEN. Das Departement für Gesundheit und Soziales des Kantons Aargau (DGS) nahm den Appell zum Anlass, die Landeskirchen um Hilfe bei der Suche nach Unterkünften zu bitten. Denn der Kanton weiss momentan nicht, wo er überhaupt noch Asylsuchende unterbringen könnte. «Der Widerstand ist überall gross», sagt Balz Bruder, Kommunikationschef des DGS. Ein Grund für den Notstand ist, dass der Bund dem Aargau 2011 doppelt so viele Asylsuchende wie im Jahr zuvor zugewiesen hat, nämlich 1472 – dies gemäss einem Verteilschlüssel, der für den Aargau 7,7 Prozent aller Asylsuchenden vorsieht. Doch die prekäre Lage ist auch hausgemacht: Fast die Hälfte der Aargauer Gemeinden zahlt lieber Ersatzabgaben, als dass sie Asylsuchende aufnimmt. In Bern und Zürich, die mit 13,5 respektive 17 Prozent mehr Asylsuchende aufnehmen müssen, besteht diese Praxis nicht. Und bislang gibt es dort auch keinen Platzmangel.

VERANTWORTLICH. Anfang Januar erinnerte die reformierte Landeskirche Aargau erneut daran, dass asylsuchende Menschen mit Respekt zu behandeln seien. Gleichzeitig bat sie in einem Brief an alle Kirchgemeinden um Support bei der Suche nach Unterkünften. «Wenn in dieser Notsituation Unterstützung möglich ist, möchten wir sie geben», sagt die Aargauer Kirchenratspräsidentin Claudia Bandixen. «Doch uns ist bewusst, dass die Chancen, ein sinnvolles Angebot zu machen, beschränkt sind.» Das Bildungshaus Rügel sei zur Diskussion gestanden, doch wegen Weiterbildungskursen bereits ziemlich ausgebucht. Ob und wie der Appell der Landeskirche bei den lokalen Kirchgemeinden ankommt, zeigt sich in den nächsten Wochen.



Die Kirche erinnert daran, dass Flüchtlinge ein Recht auf Schutz haben. Bild aus der Asylunterkunft in Vernamiège VS

VERNETZT. Dass ein Kanton die Kirche um Unterstützung in Asylbelangen bittet, geschieht nicht zum ersten Mal. In der Kosovo-Krise Ende der Neunzigerjahre nahm auch der Kanton Zürich Kontakt zu den Landeskirchen auf. Diese waren bereit, Unterkünfte zu organisieren, was dann aber nicht notwendig war. «Das sind vornehme Aufgaben für die Kirche», sagt Nicolas Mori vom Informationsdienst der Zürcher Landeskirche. «Keine andere Institution ist so vernetzt in den Gemeinden.» Skeptischer beurteilt Pia Grossholz, die in der Berner Kirchenleitung für das Dossier Migration zuständig ist, die Sache: «Die Suche nach Asylunterkünften muss eine staatliche Aufgabe bleiben: mit klar definierten Anforderungen betreffend Unterkünften, damit die Ausgangslagen für Asylsuchende nicht unfair verteilt sind.» In Bern stehe die Kirche in regelmässigem Austausch mit dem Migrationsdienst des Kantons und versuche, in den Gemeinden ein offeneres Klima zu schaffen – «damit es gar nicht erst starken Widerstand gibt».

VERBINDLICH. Auf ungeteilte Unterstützung stösst die Aargauer Initiative beim Evangelischen Kirchenbund (SEK): Es sei eines der Legislaturziele des Kirchenbunds, für die Achtung der Menschenwürde in der Migrationspolitik einzutreten, betont Sprecher Simon Weber: «Was die Aargauer Landeskirche macht, ist ganz in diesem Sinn.» **ANOUK HOLTHUIZEN**

FORUM: Soll die Kirche den Staat bei der Suche nach Asylunterkünften unterstützen? Diskutieren Sie mit: www.reformiert.info



SPIRITUALITÄT

Auch Reformierte meditieren

KIRCHE. Peter Wild hat fünfzehn Jahre lang die Fachstelle Spiritualität der Zürcher Landeskirche geleitet und geht jetzt in Pension. Mit seinen Meditationskursen hat er den Reformierten Ängste vor einer Spiritualität genommen, die aufs Schweigen statt auf Worte setzt. > Seite 4



KIRCHENPFLEGEN

Offene Fragen zu Tagungen in Kappel

BILDUNGSHÄUSER. Die beliebten Kirchenpflege tagungen der Zürcher Landeskirche finden dieses Jahr zum letzten Mal auf Boldern statt. 2013 übernimmt das frisch renovierte Kloster Kappel. Vertragliche Abmachungen hätten eigentlich längere Kündigungsfristen vorgesehen. > Seite 10

NACHRICHTEN

Apple muss Taten folgen lassen

MEHR FAIRNESS. Der IT-Riese Apple wird immer wieder wegen unhaltbarer Arbeitsbedingungen in seinen chinesischen Produktionsstätten kritisiert und hat sich bisher jeder Kontrolle von aussen entzogen. Nun ist Apple der amerikanischen Initiative Fair Labor Association (FLA) beigetreten. Die beiden kirchlichen Entwicklungsorganisationen Brot für alle (BFA) und Fastenopfer begrüssen dies als «ersten Schritt in die richtige Richtung». Für BFA und Fastenopfer bleiben wichtige Forderungen bestehen: Apple sollte mehr als die von der FLA verlangten fünf Prozent seiner Geschäftstätigkeiten von unabhängiger Seite überprüfen lassen. Der Konzern sollte vor Ort mit NGOs und Gewerkschaften zusammenarbeiten und Liefertermine wie Einkaufspolitik so gestalten, dass die Zulieferer den FLA-Verhaltenskodex auch einhalten können. PD/CA

Pfarrpersonal für die Zukunft rüsten

NEUE AUSBILDUNG. Mit einer neuen Weiterbildung sollen reformierte Pfarrerinnen und Pfarrer für ein pointiertes gesellschaftliches Engagement gestärkt werden. Fachleute aus Politik, Recht, Wirtschaft und Soziologie vermitteln ihnen das nötige Sachwissen. Der anderthalbjährige Studiengang führt die Teilnehmenden auch an Orte im In- und Ausland, wo Kirchen bereits neue Wege gehen. Die reformierte Bildungseinrichtung a+w hat den Studiengang in Zusammenarbeit mit dem universitären Zentrum für Kirchenentwicklung in Zürich konzipiert. PD/CA

reformiert.

IMPRESSUM

«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Zürcher, Aargauer, Bündner «Kirchenboten» und des Berner «saemann».

www.reformiert.info

Redaktion: Christa Amstutz, Delf Bucher, Samuel Geiser, Rita Gianelli, Fadrina Hofmann, Anouk Holthuisen, Thomas Illi (a. i.), Rita Jost, Käthi Koenig, Reinhard Kramm, Martin Lehmann, Annegret Ruoff, Stefan Schneider, Sabine Schüpbach Ziegler

Blattmacher: Annegret Ruoff

Layout: Nicole Huber, Brigit Vonarburg

Korrektur: Yvonne Schär

Auflage: 720 000 Exemplare

reformiert. Kanton Zürich

Herausgeber:

Trägerverein «reformiert.zürich»

Präsident: Pfr. Rolf Kühni, Stäfa

Redaktionsleitung: Stefan Schneider a. i.

Verlagsleitung: Kurt Blum

Blattmacher für Zürich: Christa Amstutz

Adresse Redaktion/Verlag:

Postfach, 8022 Zürich

Tel. 044 268 50 00, Fax 044 268 50 09

redaktion.zuerich@reformiert.info

verlag.zuerich@reformiert.info

Redaktionsassistentin: Elisabeth Meili

Inserate: Kömedia AG,

Geltenwilenstrasse 8a, 9001 St. Gallen

Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93

info@koemedia.ch, www.koemedia.ch

Nächste Ausgabe: 10. 2. 2012

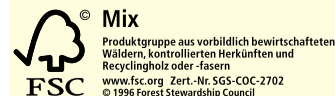
Adressänderungen:

Stadt Zürich: 043 322 18 18

Stadt Winterthur: 052 212 98 89

Übrige Gemeinden: Kirchgemeinde-

sekretariat (s. Gemeindebeilage)



Nicht nur ein religiöser Konflikt

NIGERIA/ Im afrikanischen Land bekämpfen sich Muslime und Christen. Der interreligiöse Dialog wird schwieriger.

Die Lage im multiethnischen Nigeria ist explosiv. Das mit über 150 Millionen Einwohnern bevölkerungsreichste Land Afrikas ist in eine schwere Krise geschlittert. Auslöser der Eskalation ist zum einen die islamistische Sekte Boko Haram. An Weihnachten 2011 tötete sie bei Anschlägen auf Kirchen mindestens 37 Menschen, am 6. Januar 2012 kamen bei einem erneuten Angriff auf Christen 17 weitere Personen um. Und am 20. Januar verloren bei Bombenanschlägen in der Stadt Kano gar 165 Menschen ihr Leben.

AUF DER FLUCHT. Boko Haram – der Name bedeutet in etwa «westliche Bildung ist Sünde» – bekämpft jeglichen westlichen Einfluss in Nigeria kompromisslos und will die heute in zwölf nördlichen Teilstaaten geltende Scharia im ganzen Land einführen. Die islamistische Gruppierung terrorisiert schon seit Jahren den mehrheitlich muslimischen Norden. Immer mehr Christen flüchten deswegen in den Süden. So ziehen sich etwa die christlichen Igbos in ihr Stammland in Südost-



Treffen der christlich-muslimischen Leitung des interreligiösen Friedensprogramms. 2. von rechts: Jochen Kirsch.

nigeria zurück; nach den Anschlägen vom 20. Januar kündigten drei Millionen Angehörige dieser Bevölkerungsgruppe ihre Flucht an. Umgekehrt setzen sich viele Muslime aus dem christlich dominierten Süden in den Norden ab.

Doch nicht nur religiöse und ethnische Spannungen sind Gründe für den aktuellen Konflikt. Zur Gewalteskalation kam es auch, weil die Regierung unter Präsident Goodluck Jonathan zum Jahreswechsel die Subventionen für Benzin aufhob. Dadurch verdoppelte sich der Benzinpreis. Landesweit Proteste waren die Folge. Die Streichung der Subventionen trifft viele Menschen in ihrer prekären wirtschaftlichen Situation bis ins Mark. Dass die Regierung im erdölkreichen Staat das Benzin überhaupt subventionieren musste, ist geradezu absurd und wirft ein grelles Licht auf die ungerechte Verteilung der Ressourcen und die grassierende Korruption.

OHNE PERSPEKTIVEN. Die angespannte Lage erschwert die Friedensarbeit in Nigeria. Mission 21, das evangelische Missionswerk in Basel, engagiert sich mit fünf Projekten mit einem Gesamtaufwand von rund 250 000 Franken im Land, und zwar über seine Partnerin EYN (Ekklesiyar Yan'uwa a Nigeria), die «Kirche der Geschwister». Die Projekte widmen sich sowohl der Bildungsarbeit, der Dorfentwicklung und der Sicherung von Ernährung und Gesundheitsversorgung wie auch der Überwindung von Gräben über alle ethnischen Grenzen hinweg. «Die Arbeit ist gefährlicher geworden», umreisst Jochen Kirsch, Programmverantwortlicher für Nigeria bei Mission 21, die gegenwärtige Situation. «Aber sie ist umso notwendiger und dringlicher.»

Für Kirsch ist der Konflikt in Nigeria nicht in erster Linie ein Krieg der Religionen, sondern die Folge von sozialer Un-

gerechtigkeit und der weitverbreiteten Armut im Land. «Bei aller Komplexität der Probleme geht es weniger um die Religion als vielmehr um den Kampf der Menschen um Land, Wasser und ein wenig Wohlstand.» In Nigeria beträgt das Durchschnittsalter neunzehn Jahre. Doch gerade die vielen Jugendlichen haben wenig Zukunftsperspektiven. «Die Regierung hat keine Antworten auf ihre Forderungen nach Bildung und Arbeitsplätzen», sagt Kirsch. Die Machtelite, ob muslimisch oder christlich, teile die riesigen Öleinnahmen unter sich auf und verweigere jegliches Entgegenkommen in sozialen Fragen.

ERSCHWERTER DIALOG. Der Schwerpunkt der Tätigkeit von EYN liegt in der Region um Mubi, im Nordosten Nigerias. Die reformierte Landeskirche Zürich und einzelne Kirchgemeinden unterstützen das EYN-Projekt «Gräben überwinden – gemeinsam am Frieden bauen». Das Projekt leistet nachhaltige Friedens- und Versöhnungsarbeit und versucht, den interreligiösen Dialog an der Basis zu fördern. Dies ist in der Tat nötiger denn je. Denn aufgrund der Gewalteskalation herrschen gegenwärtig Angst und Unsicherheit in der Bevölkerung vor. Die Leute ziehen sich in ihre Häuser zurück und meiden den Besuch des Marktes oder des Gottesdienstes. Dies kommt genau den Zielen von Boko Haram entgegen, welche die öffentliche Ordnung in Nigeria zu destabilisieren versucht.

Kirsch hält sowohl eine Beruhigung der Lage für möglich wie auch eine Eskalation des Konflikts bis hin zum Bürgerkrieg. Auf Druck der Strasse hat Präsident Jonathan kürzlich eine Senkung der Treibstoffpreise um rund dreissig Prozent angekündigt. Ob sich die Situation dadurch beruhigt, ist eine offene Frage. STEFAN SCHNEITER



Sicherheitskräfte inspizieren die schwelenden Überreste des gerade vom Militär zerstörten Hauptquartiers von Boko Haram in der Stadt Maiduguri

Verfolgte Christen

Weltweit hat 2011 die Verfolgung von Christen zugenommen. Das zeigt der Weltverfolgungsindex des christlichen Hilfswerks Open Doors. Demnach wurden im vergangenen Jahr über 100 Millionen Christen aufgrund ihres Glaubens verfolgt. Auf Platz eins liegt – zum zehnten Mal hintereinander – Nordkorea, wo die meisten der geschätzten 400 000 Christen sich nur im Untergrund versammeln können. Auf den nächsten Plätzen folgen Afghanistan, Saudi-Arabien und Somalia. Auch in Iran und auf den Malediven (Plätze 5 und 6) geniessen Christen kaum Freiheiten. Nigeria liegt auf dem dreizehnten Platz, zehn Plätze höher als ein Jahr zuvor. Über 300 Christen verloren 2011 dort ihr Leben, viele von ihnen bei den Wahlen im April, als mit Goodluck Jonathan ein christlicher Präsident gewählt wurde.

Die Zeiten des guten alten Patrons sind vorbei

KIRCHLICHE BERATUNGSSTELLEN/ Erwerbslose, die im Niedriglohnsektor Arbeit suchen, haben einen zunehmend schweren Stand. Oft sind sie überfordert. Kirchliche Fachstellen im Kanton Zürich helfen mit Sozial- und Rechtsberatung.

Das Amt für Wirtschaft und Arbeit rechnet in den kommenden Monaten mit einer Zunahme der Arbeitslosigkeit. Doch liegen die Arbeitslosenzahlen in der Schweiz derzeit eher tief. Das heisst aber nicht, dass deswegen die Lage von Stellensuchenden eine einfache ist. Vor allem Menschen mit geringer Ausbildung, die eine Stelle im Niedriglohnsektor suchen, kriegen den generell gestiegenen Druck auf dem Arbeitsmarkt voll zu spüren. Dadurch steigen auch die Anforderungen an die Kirchlichen Fachstellen bei Arbeitslosigkeit (DFA).

MEHRAUFWAND. Die DFA in Zürich, Winterthur und Uster richten sich als kostenloses ökumenisches Angebot

der beiden Landeskirchen im Kanton Zürich an Erwerbslose und an Menschen mit Schwierigkeiten am Arbeitsplatz. 2010 nutzten in Zürich, Winterthur und Uster 5744 Personen diese Beratung (2009: 5491). Vor allem in Winterthur stieg der Bedarf an Beratungen seit 2003 kontinuierlich an. Dort ist die Nachfrage grösser als das Angebot, sodass Anfragen abgewiesen werden mussten. Insbesondere Ausländer, die schlecht deutsch sprechen, und Arbeitssuchende ab 45 Jahren benutzen die DFA-Dienste. Laut Daniela Salzmann, Beraterin bei der DFA Uster, wird der Aufwand für Einzelpersonen zunehmend grösser: «Die Anforderungen bei den Bewerbungsunterlagen wie auch an die Prä-

sentation beim Bewerbungsgespräch steigen stetig.» In vermehrtem Masse sind heute Onlinebewerbungen erforderlich, was manchen Stellensuchenden Probleme bereitet. Gefragt sind vor allem junge Leute, die schon viele Jahre Berufserfahrung vorweisen können. Salzmann: «Das geht ja gar nicht zusammen.»

TEMPORÄRVERTRÄGE. Auch Corinne Burckhardt, stellvertretende Stellenleiterin bei der DFA Zürich, stellt fest, dass der Druck in der Arbeitswelt stetig steigt: «Unsere Klienten profitieren nicht vom wirtschaftlichen Aufschwung. Im Tieflohnsektor werden die Arbeitswege, die sie in Kauf nehmen müssen, immer länger. Bei

Krankheit wird ihnen schneller gekündigt. Und die guten alten Patrons, die sich noch für ihre Angestellten verantwortlich gefühlt haben, verschwinden immer mehr.»

Im Tieflohnsektor ist Arbeit auf Abruf heute weit verbreitet. Viele Firmen stellen nur noch Temporärverträge aus. Kündigungen sind so einfacher umzusetzen, die Einarbeitungszeiten sind kürzer. Damit nicht genug: Überstunden werden immer weniger ausbezahlt, Sozialbeiträge zwar abgezogen, nicht aber einbezahlt. So wird neben den Angeboten der Bewerbungsunterstützung und der Sozialberatung vor allem die Rechtsberatung der DFA zunehmend in Anspruch genommen. STEFAN SCHNEITER

Wie Wasser vergoldet wird

NESTLÉ/ Der Schweizer Nahrungsmittelkonzern dominiert den Welthandel mit Flaschenwasser. Der Dokumentarfilm «Bottled Life» beleuchtet die Hintergründe des umstrittenen Geschäfts.

Trocken, sehr trocken ist es in Sheikhpura, einer Stadt im pakistanischen Punjab. Staubige, steinige Strassen. Weit und breit nur karges Grün. Menschen, die sich an Wasserstellen drängen. «Nicht trinkbar» sei das Wasser, das sie in gelbe und rote Plastikkanister abfüllen, sagt ein Einheimischer: «Es hat seltsame Rückstände darin, auch Würmer. Es macht krank. Aber wir haben kein anderes.» – Eine Szene aus dem Dokumentarfilm «Bottled Life» des Berner Regisseurs Urs Schnell. Eigentlich ist es eine alltägliche Szene aus einem Drittweltland. Speziell daran ist allerdings, dass sie neben einer Nestlé-Fabrik spielt, die Grundwasser abpumpt, reinigt, mit einem Mineralienmix anreichert und in Plastikflaschen abfüllt. Für Pakistans Oberschicht, die auch unter der maroden öffentlichen Trinkwasserversorgung leidet. Und für die US-Soldaten in Afghanistan. Aber nicht für die Armen, für sie ist es zu teuer. «Pure Life» heisst das Wasser. Lanciert wurde es 1998 in Pakistan. Heute stellt es Nestlé in rund dreissig Ländern her. «Pure Life» ist das meistverkaufte Flaschenwasser der Welt.



Beten in der Trockenheit Pakistans: Szene aus dem Film «Bottled Life – Nestlés Geschäft mit dem Wasser»

PROBLEMATISCH. «Wir sind in grosser Sorge», klagt im Film «Bottled Life» der Pakistaner Umar Hayat, ehemaliger Gemeinderat in Sheikhpura: «Nestlé installierte einen Tiefbrunnen. Der Wasserspiegel ist enorm gesunken: Früher lag er bei hundert, heute bei drei- bis vierhundert Fuss. Die Fabrik nimmt uns das Wasser weg.» Eine Anschuldigung, die Nestlé-Sprecher Philippe Aeschlimann gegenüber «reformiert.» zurückweist: Die Überwachung der «hydrodynamischen Parameter» erlaube es, Risiken zu erkennen und wenn nötig Massnahmen zu ergreifen, «um das lokale Grundwassersystem nicht negativ zu beeinflussen». Auf eine Petition der Anwohner, Zugang zum Wasser zu bekommen, das der Konzern aus der Tiefe fördert, ging Nestlé aber nicht ein.

PARTEIISCH. «Als wir vor vier Jahren mit der Recherche begannen, staunten wir nicht schlecht, dass der grösste Nahrungsmittelkonzern der Welt auch Weltmarktleader in Flaschenwasser ist», erinnert sich Regisseur Urs Schnell. Ursprünglich sei ein

kontroverser Film geplant gewesen, in dem Nestlé seine Position im Trinkwassergeschäft selbst erklärt. Doch die Zentrale in Vevey winkte ab: der falsche Film zur falschen Zeit, hiess es. Auf Nachfrage von «reformiert.» präzisiert Nestlé-Sprecher Philippe Aeschlimann: «Wir hatten den starken Eindruck, dass der Film einseitig werden und unser Unternehmen nicht fair und unvoreingenommen darstellen würde.»

POLITISCH. Entstanden ist der Film «Bottled Life» (übersetzt: «Abgefülltes Leben») trotzdem. Er zeichnet die Expeditionsreise eines Journalisten nach, der sich in Äthiopien, Nigeria, Pakistan und den USA auf die Spuren von Nestlé macht. Und Nestlé-Verwaltungsratspräsident Peter Brabeck kommt dennoch zu Wort: in mitgeschnittenen Sequenzen aus Pressekonferenzen und PR-Filmen. Vordenker Brabeck prägt darin den Schlüsselsatz: «Ich bin ganz klar

aufs Wasser gekommen, je mehr ich nachgedacht habe, was eigentlich der wichtigste Faktor ist, dass unsere Firma noch einmal 140 Jahre bestehen kann.»

«Nestlé sucht immer neue Quellen, um durch Werbung geschaffene Bedürfnisse nach dem Lifestyle-Produkt Flaschenwasser zu befriedigen. Kommt dazu, dass diese Quellen in Mangelzeiten als Wasserbanken mehr wert sein werden als Gold», sagt Regisseur Urs Schnell. Zu Hilfe komme Nestlé vielerorts die unklare Rechtslage ums Grundwasser.

PATRIOTISCH. Etwa im Bundesstaat Maine, im Nordosten der USA, wo der Schweizer Konzern laufend Quellenrechte aufkauft. Der Film «Bottled Life» dokumentiert den Widerstand an der Basis gegen Nestlé und erzählt von ersten Erfolgen. «Sie wollen mit unserem Wasser Profit machen. Sie kommen in ländliche Gebiete mit beschränkter

Verwaltung und benützen ihre Einschüchterungstaktik», empört sich die Kleinunternehmerin Shelly Gobeille. Andere loben im Film den «good neighbour» Nestlé, der Jobs schafft, die lokale Feuerwehr unterstützt und einen Kinderspielplatz sponsert. Die Kleinstadt Shapleigh (Maine) wehrt Nestlés Griff auf das Grundwasser schliesslich ab. Gestützt auf die Grundwerte der USA, erklärt die Gemeinde dieses zum lebensnotwendigen kommunalen Gut. «God bless America», stimmen im ergreifenden Schlussbild die Aktivistinnen an, um ihren Sieg zu feiern. Es sind mehrheitlich Frauen, überzeugte Republikanerinnen, die da gegen Nestlé gewinnen, darunter die Bankdirektorin am Ort. **SAMUEL GEISER**

«Bottled Life» läuft seit Kurzem im Kino. Am 28. Januar, 12.30 Uhr, diskutieren am Open Forum Davos Nestlé-Verwaltungsratspräsident Peter Brabeck und Deza-Chef Martin Dahinden – unter anderem zum Thema «Wie hält man die Wasserversorgung am Fliesen?»

«Warum Flaschen- und nicht Hahnenwasser?»

NACHGEFRAGT/ Wie kommt der Film «Bottled Life» bei der Kirche an? Die Berner Synodalrätin Pia Grossholz ist Mitinitiantin der ökumenischen Wassererklärung.



PIA GROSSHOLZ-FAHRNI, 56, ist Vizepräsidentin des Synodalrats der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn und Leiterin des Departements OeME-Migration.

Pia Grossholz, Sie befassen sich seit Jahren mit der Problematik der Wasserprivatisierung: Der Film «Bottled Life – Nestlés Geschäft mit Wasser» tut das auch. Können Sie ihn empfehlen?

Durchaus. Der Film zeigt in eindrücklichen Bildern, wie problematisch es ist, wenn ein mächtiger Konzern von aussen kommt, Quellen kauft, Wasser abpumpt, in Plastikflaschen abfüllt – und Hunderte Kilometer weiter entfernt mit immensem Gewinn verkauft. So verlieren die Menschen vor Ort die Kontrolle über ihr Grundwasser.

Der Film ist Nestlé-kritisch. Ist er auch fair?

Nestlé-Verwaltungspräsident Peter Brabeck hat das Interviewangebot der Filmproduzenten ausgeschlagen. Er kommt in «Bottled Life» nur mit Statements zu Wort, die der Konzern generell für die Presse freigegeben hat. Dafür können die Filmemacher nichts. Trotz seiner Brisanz ist der Film aber nicht polemisch: Er gibt einfach jenen Leuten das Wort, die mit Nestlé konfrontiert sind – im trockenen, wasserarmen Pakistan ebenso wie im grünen, wasserreichen US-Bundesstaat Maine.

Ist Nestlé tatsächlich «ein Raubtier auf der Suche nach dem letzten sauberen Wasser», wie die ehemalige UNO-Chefberaterin für Wasserfragen, Maude Barlow, im Film sagt?

Nestlé pumpt das Wasser legal ab. Ob der Konzern aber ethisch korrekt handelt, wenn er mit juristischer Übermacht gegen opponierende Gemeinden oder Nichtregierungsorganisationen vorgeht, steht auf einem andern Blatt. Nestlé nutzt die unklare Rechtslage: Wem gehört eigentlich das Grundwasser? Dem Eigentümer des darüber liegenden Grundstücks? Der Allgemeinheit? Dem Staat, den Gemeinden? Ganz stark finde ich, dass der Film zeigt, wie in den USA

die Gesetzesgrundlage diesbezüglich fast so schwach ist wie in einem Drittweltland.

Die Kirchen haben mit der «Ökumenischen Erklärung zum Wasser als Menschenrecht und als öffentliches Gut» 2005 ein deutliches Zeichen gegen die Privatisierung des Wassers gesetzt. Seither hört man von Kirchenseite kaum noch was. Verstaubt die Erklärung in der Schublade?

Immerhin hat die UNO 2010 das Recht auf sauberes Wasser zum Menschenrecht erklärt (vgl. Kasten rechts). Und Kirchen im Norden und Süden arbeiten im «Ecumenical Water Network» zusammen, einem Netzwerk, das Projekte für den Schutz, die gerechte Verteilung und den sorgsam Umgang mit Wasser fördert.

Die Kirchen und ihre Hilfswerke können das Bewusstsein in der Zivilgesellschaft stärken, dass wir alle für das öffentliche Gut Wasser Verantwortung zu tragen haben. In der Schweiz beginnt dies schon mit der Frage: Warum trinken wir immer mehr Flaschenwasser – und immer weniger Hahnenwasser? Fast scheint es so, dass auch wir im Wasserschloss Schweiz den Lifestyle-Kampagnen der Flaschenwasserproduzenten auf den Leim gegangen sind.

INTERVIEW: SAMUEL GEISER

WASSERERKLÄRUNG

KIRCHENDIPLOMATIE

DIE BLAUE ÖKUMENE

«Ohne Wasser gibt es kein Leben. Wasser ist als Gabe Gottes ein gemeinsames Gut, das nicht zu privatisieren ist»: Es sind starke Sätze, die in der ökumenischen Wassererklärung zu lesen sind, die 2005 von den evangelischen und katholischen Kirchen der Schweiz und Brasiliens unterzeichnet wurden. Rückblickend könnte man sagen: Es waren prophetische. Denn 2010 erklärte auch die UNO das Recht auf sauberes Wasser zum Menschenrecht. Und unterdessen haben die «Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen» und der «Ökumenische Rat der Kirchen» die Thematik ebenfalls ganz oben auf ihre Traktandenliste gesetzt. «Wasser hat für viele Völker eine kulturelle und religiöse Bedeutung», ist in der ökumenischen Wassererklärung weiter zu lesen. Auch deshalb sei es weit mehr als ein Wirtschaftsgut. Für Christinnen und Christen etwa komme seine Symbolkraft in der Taufe zum Ausdruck. **SEL**



Weite und Wildnis: Fotograf Paul Joos verfolgte den Weg des Einsiedlers Gallus von Irland nach St. Gallen (Bilder aus «Ferment», erscheint Anfang März, www.ferment.ch)

Die Reformierten sind spiritueller geworden

MEDITATION/ Nach fünfzehn Jahren bei der Fachstelle Spiritualität der Zürcher Landeskirche geht Peter Wild in Pension – und hinterlässt meditierende Reformierte.

Wenn Peter Wild Ende März sein Büro am Hirschengraben 7 in Zürich räumt, geht eine Ära zu Ende. Knapp fünfzehn Jahre lang hat er die Fachstelle Spiritualität der reformierten Zürcher Landeskirche geleitet, die vor seinem Stellenantritt neu geschaffen worden war. Dass der Zürcher Kirchenrat damals mit Wild einen Katholiken und einstigen Mönch des Klosters Einsiedeln wählte, war nicht selbstverständlich. Wild brachte langjährige Erfahrung in Meditation mit. Damit prägte er die reformierte Kirchenlandschaft, in der man sich traditionell eher am Wort und Verstand orientiert als am Schweigen und Spüren.

So traf Peter Wild denn auch Ängste an. Er erinnert sich: «Viele Reformierte hatten Angst vor der Wortlosigkeit, davor, dass nicht für alles ein Wort oder ein Bibelwort notwendig ist. Es fiel ihnen schwer, sich auf eine Gewissheit jenseits der Sprache einzulassen.» Heute hat sich dies allerdings verändert: In der ländlichen Kirchgemeinde Bachs etwa leitete Wild kürzlich Bildmeditationen – eine ganz und gar unreformierte Andachtsform.

VERTRAUEN. Sein persönlicher Hintergrund half Peter Wild, das Vertrauen der Menschen zu gewinnen. Er meditiert nämlich seit seinem siebzehnten Lebensjahr, lernte christliche Kontemplation bei einem Kartäusermönch und buddhistisches Zen während elf Jahren bei einem japanischen Meister. «Die Reformierten schätzten es, dass ich selbstverständlich in der Meditation zu Hause bin und sie deshalb nicht zu «missionieren» versuchte», sagt Wild. So hätten ihm die Menschen viele Fragen gestellt und «Ängste vor der Spiritualität» abbauen können.

Peter Wild leitete im Rahmen seines 50-Prozent-Pensums Meditationskurse und beriet Kirchgemeinden zu spirituellen Angeboten. Ausserdem lancierte er die Ausbildungen «Schritte in die Stille», die zum Leiten von Meditationsgruppen befähigt, und «Meditieren und Heilen». Insgesamt siebzig Personen wurden ausgebildet, und in Kirchgemeinden entstanden schweizweit meditative Angebote (s. Porträts rechts).

VERBREITUNG. Mit meditativer Gelassenheit nimmt Peter Wild, der weiterhin freiberuflich Kurse geben wird, auch seinen Abgang bei der Fachstelle Spiritualität. Er glaubt, dass seine Aufgabe erledigt ist, denn Meditation sei heute sehr viel stärker verbreitet als früher. Tatsächlich: Sogar das Lausanner Wochenmagazin «L'Hebdo» erkor in einer Sonderausgabe zum Jahr 2012 die Meditation zum wichtigen gesellschaftlichen Trend. Matthias Krieg, Leiter Bildung der Zürcher Landeskirche, betont allerdings, in der Kirche sei Meditation nach wie vor kein Massenphänomen. Krieg glaubt aber, dass die meisten Pfarrerrinnen und Pfarrer sich meditativen Formen von Spiritualität nahe fühlten, «obwohl sie den Gläubigen meistens eine andere Art von Spiritualität verkünden müssen».

VERÄNDERUNG. Wie geht es weiter mit der Fachstelle? Im Prinzip werden frei werdende Stellen in den Gesamtkirchlichen Diensten vorläufig nicht wieder besetzt, Grund dafür ist der gegenwärtige Spardruck in der Landeskirche. Nicht so bei der Fachstelle Spiritualität: Peter Wild durfte ein Jahr übers Pensionsalter hinaus arbeiten und vor Kurzem hat der Kirchenrat die Stelle erneut bewilligt. Geht es nach dessen Willen, soll Brigitte Becker Nachfolgerin von Wild werden. Becker ist Studienleiterin im Evangelischen Tagungszentrum Boldern und soll nach der Schliessung des Studienbereichs ab dem 1. April in den Gesamtkirchlichen Diensten tätig sein – falls das Kirchenparlament am 13. März der Integration des Boldern-Bildungsbereichs in die Landeskirche zustimmt.

Mit Becker, einer profilierten feministischen Theologin – laut Bildungsleiter Krieg durch frühere Tätigkeiten mit Spiritualität vertraut –, würde die Fachstelle ein völlig neues Profil erhalten. Das sei sowieso geplant, erklärt Krieg. Peter Wild hat sich stark auch mit ausserchristlicher Spiritualität wie etwa Sufi-Mystik befasst. Neu soll es bei der Fachstelle schwergewichtig darum gehen, die spezifisch reformierte Spiritualität wiederzuentdecken.

SABINE SCHÜPBACH ZIEGLER

Esther Hossli-Lussy

«Ich machte von 2005 bis 2008 den Meditationskurs «Wege in die Stille» bei Peter Wild. In der Zeitung wurde ich auf den Kurs aufmerksam – just nachdem ich zwischen zwei Jobs eine Auszeit genommen hatte und den Jakobsweg gegangen war. Meditiert habe ich davor nie. Seit ich zwanzig bin, schreibe ich jedoch Tagebuch, was für mich auch meditativ ist.



BILD: ZVG

Die Ausbildung bereicherte mein Leben enorm. Sie erschloss mir eine richtige Kraftinsel. Ich arbeite als Personalverantwortliche im Schul- und Sportdepartement der Stadt Zürich, wo ich oft schwierige Gespräche führe. Seit ich jeden Morgen meditiere, kann ich eine innere Ruhe mit in den Tag nehmen und auch in die Gespräche. Ich bin viel gelassener geworden, und strahle das wohl aus.

Seit zirka drei Jahren führe ich mit einer Kollegin mehrmals pro Jahr Gruppen auf dem Pilgerweg von Zürich nach Kappel am Albis. Wir gehen schweigend. Auf diese Art draussen zu sein entspricht mir sehr. Gerne würde ich auch eine Meditationsgruppe aufziehen, die sich wöchentlich trifft. Ich finde es toll, dass die Kirche verschiedenen Formen von Spiritualität anbietet. Das Bedürfnis ist gross.» AHO

Jürg Spielmann

«Seit zwanzig Jahren arbeite ich Vollzeit als Pfarrer. Zur Vertiefung der Glaubenspraxis habe ich diverse Formen von Spiritualität ausprobiert, allerdings ohne längere Kontinuität. In einer Phase grosser Belastung begann ich vor vier Jahren regelmässig zu meditieren. Die Meditation am Morgen ist heute ein wichtiger Fixpunkt in meinem Alltag. Meine Arbeit erfordert Energie, in der Meditation kann ich auftanken.



BILD: ZVG

Im Herbst schloss ich die Ausbildung «Meditieren und Heilen» bei Peter Wild und Sabina Poulsen ab und übernahm in Bülach eine Meditationsgruppe, die meine Kollegin bis zur Pensionierung geleitet hatte. Zudem startete ich mit einer Gruppe am Freitag über Mittag in der Kirche. Das Erlebnis der Stille wird in der Gruppe vertieft – für mich eine neue Form, um gemeinsam vor Gott zu sein. Es kommen teilweise andere Leute als in den Gottesdienst, doch auch die Meditationstreffen sind in einen schlichten liturgischen Rahmen eingebettet. Ich beobachte ein Bedürfnis nach dieser Form von Spiritualität, das ich vermehrt abzudecken hoffe.» AHO

AUSBILDUNG, BUCH, VERANSTALTUNG

Peter Wild (Bild) führt auch nach seiner Pensionierung nochmals die Ausbildung «Meditieren und Heilen» durch, gemeinsam mit der Psychologin Sabina Poulsen. Sie richtet sich an Menschen, die



ihre Meditationspraxis intensivieren und lernen möchten, wie die Meditation Zugang zu Heilenergien ermöglicht. In seinem neuesten Buch erklärt Wild 132 Meditationsübungen, die man auch alleine anwenden

kann. Es ist eine stark modernisierte Version eines vierbändigen Meditationslehrgangs, den Wild zusammen mit dem ehemaligen Zürcher Weihbischof Peter Henrici veröffentlicht hat (1991 und 1993).

AUSBILDUNG «Meditieren und Heilen» (Peter Wild und Sabina Poulsen): März 2012 bis Juni 2013. Anmeldung noch kurze Zeit möglich: Tel. 044 764 88 30, www.kursekappel.ch

BUCH: Schritte in die Stille. Die grosse Schule der Meditation. Matthias-Grünewald-Verlag, 2011. Fr. 35.50

ABSCHIEDSFEIER und Buchvernissage: 8. 2., 18 bis etwa 20 Uhr, Hirschengraben 50, Zürich

BILD: CHRISTINE BARLOCHER

IM BETT/ Widerstand oder Ergebung? Was einer schwer kranken Patientin im Spital durch den Kopf geht
AM BETT/ Zurückhaltung oder Offenheit? Wie Ärzte und Pflegende mit schweren Diagnosen umgehen



Jeweils donnerstags: die Chefarztvisite. Mit dabei sind Ober- und Assistenzärztinnen sowie Pflegefachleute

NOTIZEN AUS DER ISOLIERSTATION: 32 TAGE IN ZIMMER 66, 5. STOCK DES BASLER UNIVERSITÄTSSPITALS

Reise ins Reich der Augenpaare

ISOLIERT/ «reformiert.»-Redaktorin Käthi Koenig hat die Isolierstation des Universitätsspitals Basel kennengelernt. Unfreiwillig. Als Patientin. Ihre Aufzeichnungen aus Zimmer 66 sind persönliche Überlegungen über eine Ausnahmesituation.

KÄTHI KOENIG TEXT / CHRISTIAN AEBERHARD BILDER

Andere machen sich auf für eine Reise in die Einöden der Gebirge, in die Wildnis der Tropenwälder, ins Chaos der Grossstädte. Sie wissen um die Gefahren: das Wetter, die Wege, politische und soziale Unruhen. Eine sichere Heimkehr ist ihnen nicht garantiert. Auch mir stehe eine solche Reise bevor, vergleichbar mit jenen, sagte ich mir, und versuchte so, meiner Ungewissheit, meiner Angst zu begegnen – weniger der Angst vor dem Tod als jener vor dem Ausgeliefertsein. Die Destination dieser Reise: das Universitätsspital Basel, 5. Stock, Isolierstation. Jetzt, im Rückblick, weiss ich, dass jener Aufenthalt bloss eine Etappe war, eine recht gemütliche sogar. Die Notizen, die ich damals machte, sind Dokumente aus einer Ausnahmesituation. Inzwischen bin ich zwar wieder daheim – und doch immer noch unterwegs in einem fremden Land. Durststrecken, unerwartete Umwege und Hindernisse, hoffnungsvolle Aufbrüche wechseln sich ab. Die Reise geht weiter.

Isolation – so stellt man sich das vor: Da haust der Patient hinter dicken Glasscheiben oder in einem Zelt. Allein, keine Berührung, abgeschirmt von allem Leben.

Isolation – nichts von dem. Ich begegne hier im Spital mehr Menschen als an jedem gewöhnlichen Arbeitstag. Allerdings sind sie vermmummt: weisser Mantel, Gummihandschuhe und immer eine Maske vor dem Mund. Ob Putzfrau oder Professor: Ich kenne ihre Augen, ihre Ohren, ihre Frisur – aber nicht ihren Mund, nicht ihr Lachen, kaum etwas von ihrer Mimik. Diese Menschen helfen gegen das Gefühl des Eingeschlossenseins. Das Zimmer auch. Ein grosses Fenster, eine weite Sicht. Himmel, Himmel, Himmel. Wolken kommen und gehen. Tag und Nacht.

Isolation heisst: möglichst grosse Keimfreiheit. Das Zimmer wird täglich minutiös geputzt, die Luft gereinigt und klimatisiert, die Leitungen enthalten desinfiziertes Wasser. Der Fussboden ist für mich tabu: Wenn mir etwas hinuntergefallen ist, darf ich es nicht aufnehmen. Das macht meiner Erziehung Mühe. Ich möchte ja möglichst selbstständig zurecht kommen, wenn ich schon so vieles abgeben muss. Den Körper zum Beispiel.

EDITORIAL

MARTIN LEHMANN
ist «reformiert.»-
Redaktor in Bern



Die Hilflosigkeit der Gesunden

Eine Kollegin wird krank. Sehr krank. Wir hören, dass sie weiterleben kann – falls sie Glück hat und sich irgendwo auf der Welt ein Stammzellenspender finden lässt. Was tun? Man wünscht Kraft. Man zeigt Mitgefühl. Man sagt: «Du machst es gut.» Und merkt, wie wohlgemeinte Aufmunterungen der Gesunden zu ungeschickten, leeren Floskeln für die Kranken werden können. Wie die Scheu Distanz statt Nähe schafft. Wir sagen: Sie ist schwer krank. Wir sagen nicht: Sie hat Leukämie. Wir sagen: Die Therapie ist riskant. Wir sagen nicht: Sie kämpft mit dem Tod. Oder gegen den Tod. Die Tabuisierung von Krankheit beginnt bei den Gesunden.

Konkret: Unsere Redaktionskollegin Käthi Koenig war plötzlich weg. Davon handelt dieses Dossier. Es ist keine journalistische Reportage aus einer Isolierstation. Es sind Notizen einer Reise an der Schnittstelle zwischen Leben und Tod.

Eine Kollegin wurde krank. Sehr krank. Sie wurde unsichtbar. Das Spital verschluckte sie. Aber sie blieb nicht dort. Sie ist unterwegs zurück ins Leben. Sie erholt sich.



Elisabeth H., Pflegeassistentin



Gudrun D., Seelsorgerin



Annemarie S., Besucherin

Jetzt verfügen andere über ihn. Hier ist das Reich der hoch spezialisierten Fachleute, ich werde nie genügend Kenntnisse haben, ihre Entscheidungen zu beurteilen. Statt der Namen der Medikamente merke ich mir lieber jene der Mitarbeitenden.

Aber das Essen wird zum Schauplatz des Widerstands. Hier gehört mein Körper mir. Anblick und Geruch des Menüs, das mir gebracht wird, widerstehen mir. Es tut mir leid, ich kann nicht. Statt leckere Bissen Gewissensbisse. Ich bestelle halbe Portionen und lasse noch immer die Hälfte stehen. Eine unsichtbare Ernährungsberaterin mischt sich ein: Sie verschreibt »Energysoup«, eine schleimige Creme, genauso scheusslich, wie ich mir diesen

«Das Essen wird zum Schauplatz des Widerstands. Hier gehört mein Körper mir.»

.....

Food schon immer vorgestellt habe. Einmal würde ich es hinunter. Dann streike ich, und ich bin stolz auf diesen Ungehorsam. Was an Medikamenten in mich hineinkommt, kann ich nicht beeinflussen. Das aber wohl. Auf einmal habe ich Verständnis für jene magersüchtigen jungen Frauen, die aller Welt beweisen wollen, dass sie allein »Herr« über ihren Körper sind.

Aber abgesehen davon bin ich eine Musterschülerin. Ich will es gut machen. Ich will zum Gelingen beitragen, was mir möglich ist. In meinem eigenen Interesse, selbstverständlich, aber auch aus Dankbarkeit jenem unbekanntem Menschen gegenüber, der mir seine Stammzellen zur Verfügung gestellt und damit die Aussicht auf Heilung ermöglicht hat.

Ist so viel Wohlverhalten richtig? Offenbar rumort diese Frage doch in mir. Wären nicht mehr Widerständigkeit, Hinterfragen, Kritik am Platz? Ein Traum lässt mich meine Antwort finden: Ich benehme mich unerhört ruppig, gemein, ekelhaft gegenüber den Pflegenden, gegenüber meinen Angehörigen. Und ich schaue dabei zu, wie sich die Situation verändert: Zu den normalen Schwierigkeiten, die zu meiner Lage gehören, kommen Spannungen und Verstimmungen, Erstaunen, Hilflosigkeit der Leute um mich, sie sind beleidigt, ziehen sich zurück oder zahlen es mir zurück. Es ist nicht wieder gutzumachen, ich weiss es im Traum ganz genau. Als ich erwache, bin ich erleichtert: Es ist nicht so. Und so wie es ist, ist es richtig für mich. Und auch nicht schwer.

Neue Erfahrungen. Zum Beispiel das TV-Gerät: Ich habe zu Hause keinen Fernseher. Hier im Spital machte ich mich nun mit dem Programmangebot vertraut.

Da sitze ich also in meinem Bett vor dem Bildschirm – eine glückliche alte Frau mit Falten und Glatzkopf – und sehe und höre die Versprechungen und Verheissungen der Werbung. Was aber, wenn hier eine Dreissigjährige sässe? Vielleicht lag sie vor einem Monat in diesem Bett, vielleicht wird sie in ein paar Wochen hier sein. Seit Jahren hat sie gesehen, gekauft und angewandt, was Schönheit, Erfolg und Attraktivität bringen soll: Pflegemittel für volles, glänzendes Haar, magisch leuchtende Wimpern. Der perfekte Körper ist zu haben, reine Haut ebenso, und auch der richtige Mann. Das ist das Versprechen. Was machen sie mit der Frau, die hier liegen könnte, jung und eben noch höchst attraktiv, aber jetzt: ohne Haar, hässliche Hautausschläge, drohende Unfruchtbarkeit? Was ist mit ihr? Ich kenne sie nicht. Aber es gibt sie.

Ich selbst bin in einer anderen Lebensphase. Ich bin eine glückliche alte Frau, und dafür kann ich nichts. So wenig wie für meine Krankheit. Darum ist mir Mitleid peinlich und ärgerlich, genauso wie Bewunderung: »Wie du das trägst!« Das ist nicht meine Leistung. Ich hatte mein Leben lang Glück. Auch jetzt, offenbar. Vielleicht passt ein anderer Ausdruck noch besser: Gnade. Das Wort, das einen flüchtigen oder dauernden Lebenspunkt festhält und deutet. Das Wort, das durch eine nicht voraussehbare Erfahrung erklärt wird. Gnade und Dankbarkeit für heute. Vielleicht, ich hoffe es, auch für morgen.

Wer eine Reise plant, macht sich dabei bestimmte Vorstellungen. Unterwegs bringen sie manchmal Verwirrung. Und im Rückblick ist es spannend, das Erlebte mit dem Fantasierten zu vergleichen.

Der Spitalaufenthalt wird eine Gelegenheit sein, zu mir zu kommen, stellte ich mir vor: Um die Mitte zu finden, wie man sagt. Und Ruhe. Loslassen. All die schönen Wörter und Ideen. Es würde auch eine Reise ins Innere werden: keine Bücher, keine Ablenkung, keine Zerstreuung. Welche Chance für mich mit meinem ständigen Tun und Wissenwollen.

Dann die Vorübung. Mein geschwächtes Immunsystem hatte einem Virus keinen Widerstand bieten können, das halbe Gesicht war gelähmt. Das Lachen eine Fratze, das Reden entstellt, das rechte Augenlid gelähmt. Eine Woche Spitalaufenthalt. Daliegen, nur daliegen. Nichts von einer Reise ins Innere, kein Loslassen von Gedanken und Gefühlen. Das Denken eingeklemmt

zwischen Hirn und Schädel. Aktive Aufmerksamkeit? Bloss passives, formloses Sein.

Schön war es, wenn die Zimmernachbarin mit ihren Besucherinnen plauderte – teilnehmen an einem fremden Leben, ohne dass ich mich beteiligen musste. Ich lernte die Beziehungen in der Familie kennen; jene, von denen die einen Besucher sprachen, tauchten später auf und verhandelten nun die anderen, die eben gegangen waren. Wenn alle weg waren, erzählte mir die Frau im Bett nebenan deren Geschichten weiter.

Rückzug macht mich schwach. Aber was mir hilft, sind die Geschichten der anderen. Sie haben mir von ihrem Schicksal erzählt. Schlimmes, Trauriges und unsäglich Tragisches. Wie sie Schicksalsschläge, Krankheit, Verlust aufnehmen und annehmen. Mit Widerspruch und Unglauben, Achselzucken, Aufbegehren, Gelassenheit, Ergebung – auch Selbsttäuschung? – und wieder von vorne. Das Wort »Würde« wird mir wichtig. Jetzt hilft mir das, was sie mir erzählt haben. Vom Kämpfen, vom Nicht-Verstehen-Können. Vom Hoffen, Trost-Finden und Stärker-Werden. Wenn sie das können, warum nicht auch ich?

Meine medizinische Therapie entwickelte sich aus den Versuchen, dem Scheitern und den Erfolgen bei jenen, die vor mir die gleiche Krankheit durchmachten. Die litten, kämpften, starben oder weiterlebten unter mehr oder weniger guten Bedingungen. Ihren Erfahrungen, ihrem Leiden habe ich meine Chancen zu verdanken. Ähnlich baue ich mit meinen Gefühlen auf die Geschichten, die mir erzählt wurden. Ihretwegen vertraue ich darauf, dass es gut kommt, wie immer es kommt. Dass ich, wie jene, auch jetzt eine Aufgabe habe, die ich, wie jene, in Würde vollbringen möchte. Keine Reise ins Innere also. Eher eine Reise

«Hier, im Isolierzimmer, wird so viel für das Leben getan, dass das Sterben seine Bedeutung verliert.»

.....

zu den Menschen. Ich lasse ab von Einsamkeitsfantasien, von Rückzug und Askese – und nehme mit Dank und Neugier ein Geschenk an: einen iPad, garantiert keimfrei zu halten, Schatztruhe für Bücher, Zeitungen, Musik, Filme, persönliche Nachrichten, jederzeit abrufbar, Brücke zur weiten Welt.

Die Reise ins Innere ist vertagt.

Natürlich hatte ich mir auch mein Reiseziel, das Isolierzimmer, vorgestellt: als fremde Welt mit bekanntem Mobiliar – Bett, Tisch, Stuhl, TV- und Radioapparat.



Bahman T., Reinigungsdienst



Hermann S., Pflegefachmann



Lucia L., Koordinatorin

Einfach ein Spitalzimmer, wie es in der Vorbereitungs-broschüre beschrieben war. Warum, so frage ich mich beim Zurückschauen, warum haben mich die kleinen Abweichungen der Wirklichkeit von der Vorstellung so sehr gestört? War es die Situation des Eingeschlössenseins, die mich eben doch verwirrte – ein Zustand, schwebend zwischen den Vorstellungen von vorher und der Wirklichkeit?

Alles ist nun wirklich so vorhanden und doch unverhältnismässig irritierend für mich, und das bloss, weil alles seitenverkehrt zu meiner Vorstellung ausgerichtet ist – das Fenster links statt rechts, das Bett an der Nord- und nicht an der Südwand. So gibt es nun das Bild und die Wirklichkeit. Vielleicht spielen die Medikamente mit bei dieser eigenartigen Verwirrung. Erst nach und nach rücken die Tatsachen die Vorstellungen zurecht, ersetzen sie durch das einzig Mögliche und ganz Normale. In diesem Zimmer, mit diesen geregelten Abläufen und Behandlungen, mit unendlich vielen medizinischen Einrichtungen und Gegenständen, mit dem Transfusionsständer, der nun, ausser während drei Stunden am Morgen, ständig mit meinem Körper verbunden ist.

Manchmal halte ich inne: Was mache ich da? Was macht man mit mir? Was macht es in mir? Ein kurzes Überlegen, mehr Staunen als Erschrecken, und schon füge ich mich wieder ein. Denn für alle, die hier in diesem Raum zu tun haben, ist es normal, so wie es ist. Sie sind sorgfältig, zuverlässig, rücksichtsvoll und entschieden. Sie werden schon recht haben. Alles muss so sein.

«Hast du denn nicht Angst?», wurde ich gefragt. Angst wovor? Vor dem Tod? Seit ich mich erinnern kann, weiss ich, dass ich einmal sterben werde. Jetzt allerdings war es anders, weil sich die Art meines sicheren Todes mit mehr Wahrscheinlichkeit gezeigt hatte. Zwar könnte es genauso gut sein wie bisher, dass ich morgens nicht mehr aufwache oder einen Hirn-, einen Herzschlag habe. Aber sicher ist: Diese Krankheit würde zu meinem Tod führen, wenn ich von anderem verschont bliebe.

Hier, im Isolierzimmer, wird so viel für das Leben getan, dass das Sterben seine Bedeutung verliert. Die Stammzellentransplantation, eine aufwendige und teure Therapie, kann eine vollständige Heilung ermöglichen. Die Alternative wäre eine langsame Entwicklung hin zum Tod, ebenfalls mit Behandlungen verbunden. Einfach leis und stille sterben – wäre das überhaupt möglich? Kaum, und das hat meine Entscheidung erleichtert.

20 Tage nach dem Tag 0, als die Zellen eingeführt wurden: Ich lebe, ich lebe sogar gut, die neuen Stammzellen in mir leben, sie teilen sich und wachsen jetzt in Windeseile. Das Sterben ist wieder so abstrakt wie vor zwanzig Jahren, wie vor einem Jahr. Vielleicht, ich vermute es nun, zeigt und offenbart es sich erst und allein in dem Augenblick, in dem es nur noch erlebt, verlebt, nicht mehr reflektiert und nicht mehr mitgeteilt wird.

Im Isolierzimmer hatte ich erfahren, wie aus einer Ausnahmesituation Normalität wird. Auch das Leben mit Krankheit, Schmerzen, Hilflosigkeit kann normal werden. Auch die Konfrontation mit dem Tod?

Aber das Sterben? Was ist beim Sterben normal? Wenn ich jetzt wieder gesund werde, wie kann ich dann später einmal sterben? Natürlich sterben wir, aber wie sterben wir natürlich? Schwäche, Dahinsiechen oder Zusammenbruch – so war es lange bei uns, und so ist es immer noch dort, wo Vierzigjährige gebrechlicher erscheinen als hierzulande Achtzigjährige. Lebenskraft und -qualität können bis ins hohe Alter erhalten und erneuert werden.

«Was ist beim Sterben normal? Natürlich sterben wir. Aber wie sterben wir natürlich?»

.....

Es gibt Therapien und Eingriffe für alles, ebenso vielversprechend und wirkungsvoll wie meine, die ich dankbar und staunend annehme. Und doch:

Wann darf ich sterben? Wenn es mir gut geht, will ich nicht sterben. Und ich will nicht, dass es mir schlecht geht, ich möchte nicht, dass mich Leiden und Schmerzen in den Tod treiben. Sterben, alt und lebensatt – können wir das, so wie es sich unsere Vorfahren wünschten? Wann gibt uns die Medizin wieder frei? Was früher ein Kampf mit dem Tod war, gegen Schwäche und Schmerz, zeigt sich heute vielleicht als Emanzipation gegenüber allen noch machbaren Möglichkeiten.

Jetzt, mit meinen 61 Jahren, mache ich gerne weiter mit beim Leben. Aber muss es auch sein, wenn ich achtzig werde? Wann und wie kann beides zusammenfallen: dass sie mich gehen lassen und dass ich mich gehen lassen will? Vielleicht wehklagend, weggammernd, wegdämmernd. Vielleicht mit Würde und Klarheit. Wie wird es mir geschehen? Und wie können und wollen andere das tun? Wie lässt unsere Gesellschaft es geschehen? Vermag sie es zu gestalten?

KRANKHEIT UND THERAPIE

LEUKÄMIE. Leukämie ist eine bösartige Erkrankung der weissen Blutkörperchen (auch «Blutkrebs» genannt), verursacht durch genetische Veränderungen in den Blutstammzellen. Dadurch gelangen unreife weisse Blutkörperchen in den Blutkreislauf, vermehren sich dort unkontrolliert und verdrängen die gesunden Blutkörperchen. Bei akuter Leukämie ist die Ausreifung der Blutzellen sehr stark beeinträchtigt, die Heilungschance liegt bei vierzig bis fünfzig Prozent, je nach Alter der Betroffenen. Bei anderen Leukämieformen ist die Zellfunktion nur wenig gestört, sie verlaufen eher chronisch. Leukämien gibt es in verschiedenen Formen, teils mit besserem, teils mit ungünstigerem Verlauf.

TRANSPLANTATION. Die Transplantation von Blutstammzellen wird hauptsächlich zur Behandlung von Blutkrebs eingesetzt, aber auch für andere, zum Beispiel angeborene Erkrankungen des Blutsystems. Ihr Erfolg hängt von der Übereinstimmung der Gewebsmerkmale zwischen Spender und Empfänger ab. Im Gegensatz zu den bloss vier Blutgruppen im System der ABO-Blutgruppen gibt es hier aber Millionen verschiedener Kombinationen. Mithilfe einer Datenbank, in der sich über neunzehn Millionen Freiwillige weltweit registriert haben, wird ein passender Spender gesucht.

EMPFÄNGER. Wenn sichergestellt ist, dass der gewählte Spender gesund

und verfügbar ist, wird der Zeitplan für die Transplantation festgelegt. Zur Vorbereitung gehören Routineuntersuchungen zum allgemeinen Gesundheitszustand des Patienten sowie die sogenannte Konditionierung, bei der durch Chemotherapie und/oder Bestrahlung der grösste Anteil der bösartigen Zellen vernichtet wird.

SPENDER. Auch er muss während einiger Tage medikamentös behandelt werden. Die Medikamente bewirken, dass Stammzellen aus dem Knochenmark ins Blut wandern. Kurz vor der Transplantation wird der Spender während rund sechs Stunden an ein Gerät angeschlossen, das dem Blut die Blutstammzellen entnimmt. Sie werden nun unverzüglich und oftmals über weite Strecken zum Empfänger gebracht und intravenös verabreicht. Die Stammzellen wandern aus dem Blut ins Knochenmark und beginnen sich dort zu teilen und auszubreiten. Diese Periode dauert zwei bis drei Wochen. Während dieser Zeit ist die empfangende Person sehr anfällig für Infektionen. Wenn der Anstieg der Zahl der Blutzellen zeigt, dass das Transplantat anwächst, und wenn es nicht zu starken Abstoßungsreaktionen kommt, kann die behandelte Person aus der Spitalpflege entlassen werden. Sie braucht aber eine intensive Nachbehandlung.

INFORMATIONEN: Bundesamt für Gesundheit www.bag.admin.ch/transplantation. Unter folgenden Adressen kann man sich für eine Stammzellenspende registrieren: www.blutstammzellen.ch www.sbsc.ch



Jakob Passweg, Chefarzt

Dr. med. Jakob Passweg, 52, ist seit Januar 2011 Professor für Hämatologie an der Universität Basel und Chefarzt für Hämatologie am Universitätsspital

«... weil vier Augen mehr sehen als zwei»

PATIENTENGESPRÄCH/ Wie ehrlich dürfen Ärzte gegenüber Schwerkranken sein? Und wie gehen Pflegende mit schwierigen Patienten um? – Rückfragen an einen Chefarzt und eine Pflegefachfrau.



Franziska Suter, Pflegefachfrau

Franziska Suter ist seit 35 Jahren Pflegefachfrau. Seit 1986 arbeitet sie auf der Isolierstation des Basler Universitätsspitals

DER PROFESSOR

Herr Passweg, Sie kennen die medizinischen Werte Ihrer Patienten bis ins kleinste Detail. Kennen Sie sie auch als Menschen?

Diese Daten machen nur einen kleinen Teil aus in der Beziehung zu den Patientinnen und Patienten. Die Krankheit gehört zwar zur Person, aber die Person ist mehr als die Krankheit. Gerade das gefällt mir an meinem Beruf: dass ich in Kontakt bin mit ganz unterschiedlichen Menschen. Als ich in Genf arbeitete, begegnete ich auch Menschen aus ganz andern Kulturen.

Da war die Verständigung gewiss nicht einfach.

Nur schon das Verstehen an sich ist da eine mühsame Sache. Und auch inhaltlich gibt es Unterschiede. Bei uns in der Schweiz hat innerhalb der letzten dreissig Jahre ein Wandel stattgefunden: ein Wandel hin zur Ehrlichkeit. Dass der Patient nicht informiert wird und Leiden, Sterben und Tod tabuisiert werden, das ist bei uns vorbei. In anderen Kulturen jedoch gilt zum Teil immer noch: Ein Arzt, der über das Sterben spricht, ist ein schlechter Arzt.

Wie wirken sich Offenheit und Ehrlichkeit aus?

Uns ist der Begriff «Empowerment» wichtig: Der Patient soll Herr über sein eigenes Schicksal bleiben.

Dass ein Kranker sagt: «Herr Doktor, entscheiden Sie, ich will gar nichts wissen», das kommt heute kaum mehr vor. Vor vierzig Jahren war das die normale Einstellung.

Gibt es bei schwerkranken Patienten gewisse Charaktereigenschaften, welche die Heilungschancen fördern – oder gefährden?

Ich glaube nicht, dass es da einen besonders günstigen Grundcharakter gibt. Ein Kämpfertyp wird nicht unbedingt besser fertig mit der Krankheit als ein dulddender Mensch, der sagt: Was immer auf mich zukommt, ich nehme es, wie es ist. Wichtig ist jedoch eine gewisse Zuverlässigkeit, was die Behandlung angeht. Es gibt Leute, die nur die Hälfte der vorgeschriebenen Medikamente einnehmen: Vielleicht haben sie eine geheime Wut, aber statt auf den Tisch zu klopfen und sich zu beklagen, entziehen sie sich auf diese Weise. Gewisse Behandlungen, von denen man weiss, dass sie Erfolg haben, gelingen eindeutig nicht, wenn sie nicht richtig durchgeführt werden.

Erhalten alle von einer Krebserkrankung Betroffenen die notwendige Therapie?

Weltweit längst nicht alle. Die meisten Menschen mit diesen Krankheiten erhalten nicht die Behandlung, die ihnen hilft oder sie sogar heilt.

Aber bei uns wird niemand ausgeschlossen?

Es gibt immer ethische Konfliktzonen. Zum Beispiel: Ein junger Mann mit einer schweren geistigen Behinderung, der Leukämie hat – macht man da eine Chemotherapie? Auch eine Stammzellentransplantation? Kann er verstehen, worum es geht, und sich entsprechend verhalten? Oder darf man die Transplantation bei jemandem machen, von dem man weiss, dass er unzuverlässig ist im Umgang mit den Medikamenten? In solchen Situationen gibt es eine ethische Beratung. Meistens entscheiden wir zugunsten des Patienten. Es besteht ja auch immer die Möglichkeit, dass er sich ändert, hinzulernt.

Kann sich unsere Gesellschaft diese teuren Therapien überhaupt leisten?

Die Schweiz ist das wohlhabendste Land auf dieser Welt. Die Gesundheitsversorgung ist gut ausgebaut, mit relativ viel Speck dran.

Der Kantonleigeist bewirkt jedoch viele Ineffizienzen – da gäbe es zuerst anderswo Speck abzuschneiden ...

Werden aber dennoch Behandlungen vorenthalten?

Ständig und überall, aber das hat mit anderem zu tun. Zum Beispiel sind gewisse Krankheiten so selten, dass die Medikamente

dazu auf den Listen der Krankenkassen nicht aufgeführt sind. Es gibt auch Rechtsungleichheiten wegen den unterschiedlichen Voraussetzungen in den Kantonen.

Und wenn die Therapie nur bedingt gelingt und ein Patient zu gesund zum Sterben, aber zu krank ist, gut zu leben? Was heisst das für Sie?

Es ist eine grosse Freude, jenen zu begegnen, welche die Krankheit überwinden. Wenn sie sich jedoch wieder zurückmeldet, ändert sich die Zielsetzung der Therapie. Dann geht es darum, mitzuhelfen, dass der Kranke den Rest des Lebens gut, würdig verbringen kann und der Tod möglichst gnadenvoll ist.

Bedeutet die Angebote der Sterbehilfeorganisationen für Sie als Arzt eine Entlastung?

Ja, ich finde, wir haben eine relativ gute Gesetzgebung, auch wenn längst nicht alles geklärt ist. Es gibt kein Gesetz, das festlegt, bis zu welchem Punkt ein Leben lebenswert ist, das Urteil darüber wird vielmehr den Einzelnen zugewilligt. Viele unserer Patienten sind Exit-Mitglieder, manche kämpfen dennoch bis zum Schluss und nehmen die Sterbehilfe nicht in Anspruch. Aber sie wissen, dass es diese Möglichkeit gibt. Grundsätzlich sind wir als Ärzte auf der Seite des Lebens: Wir machen zwar Sterbebegleitung, sind aber bei assistiertem Suizid nicht dabei.

DIE PFLEGEFACHFRAU

Franziska Suter, kommt es vor, dass Sie vor der Tür zu einem Krankenzimmer am liebsten wieder umkehren möchten?

Nein. Natürlich gibt es Situationen, in denen ich inneren Widerstand wahrnehme: wenn ich zum Beispiel Nachtdienst habe und ein Patient sehr anspruchsvoll ist. Dann muss ich mich vor dem Eintreten ins Zimmer sammeln und mir bewusst machen, dass ich müde bin und darum gereizt – und dass das nicht das «Vergehen» des Kranken ist.

Sie stellen sich also ganz auf einen Kranken ein?

Wir versuchen, hinter dem zu stehen, was der Patient entschieden hat: Er macht diese Therapie. Es kommt vor, dass jemand unsicher wird, dann soll er dennoch – oder erst recht – meine grundsätzliche Unterstützung erfahren. Das kann auch bedeuten, dass ich das Sprachrohr des Kranken gegenüber den Ärzten werde. Ich trage das mit, aber ich muss nicht beurteilen, ob seine Haltung richtig ist oder nicht.

«Läuten Sie ungeniert»: Das ist ein Standard-satz des Pflegepersonals. Was, wenn sich ein Patient wirklich daran hält?

Es kommt vor, dass jemand «auf der Glocke sitzt», wie wir sagen. Das hat fast immer einen Grund: Vielleicht hat der Patient Angst, Panik. Manchmal hilft es, wenn ich eine Zeit lang bei ihm sitze oder mehr Licht mache. Wenn es eine reine Anspruchshaltung ist – der Rollladen muss zuerst hinauf, dann gleich wieder runter –, dann sage ich auch einmal: Es tut mir leid, aber Sie müssen sich jetzt gut überlegen, was Sie in den nächsten fünf Minuten noch brauchen, und Sie müssen es mir jetzt sagen, nachher habe ich einfach keine Zeit mehr. Meistens kommt

das gut an. Aber man kann nicht alles professionell bewältigen. Manchmal hat man einen gereizten Unterton, der andere merkt das auch. Ich bitte dann um Entschuldigung. Gereiztheit darf sein, auf beiden Seiten, wir müssen das ertragen können.

Gilt das auch für die Zusammenarbeit im Pflegeteam?

Nicht jeder reagiert gleich, wenn man ihn auf einen Fehler aufmerksam macht. Und doch muss man es immer wieder tun, immer wieder konfrontieren, auch wenn es den Kollegen verärgert. Es darf nicht sein, dass man hintenrum allen anderen sagt, was einem an einer bestimmten Person nicht passt, aber ihr selbst nicht. Klar ist aber auch, dass man dann selbst nicht geschont wird.

Was tun Sie, wenn von ärztlicher Seite etwas verpatzt wird?

Die Assistenzärzte etwa sind für viele Patienten verantwortlich, da kann mal etwas untergehen. Es stört mich nicht so sehr, wenn etwas vergessen geht. Mehr stört mich, wenn jemand auf einen entsprechenden Hinweis verärgert reagiert. Wenn wir alle respektieren, dass vier Augen mehr sehen als zwei, dass beide Berufsgattungen, Ärzte und Pflegende, professionell sind, aber unterschiedliche Arten der Verantwortung wahrnehmen, funktioniert es sehr gut. Wenn aber Machtansprüche hineinspielen, wenn es als Problem zwischen Hierarchieebenen ausgetragen wird, kommt es zu Konflikten.

Unterschiedliche Arten von Verantwortung?

Ein Arzt will, dass eine Therapie heilt, gerade bei jungen Menschen. Wir Pflegenden jedoch, wir begleiten, stützen, tragen, und wir kommen manchmal auch an den Punkt, an dem wir sagen: Man muss den Patienten jetzt in Ruhe lassen. Dieser Punkt wird unterschiedlich wahrgenommen, weil Ärzte und Pflegende unterschiedlich ausgerichtet sind. Die Assistenzärzte schwenken oft auf unsere Linie ein, weil sie jeden Tag den Verlauf der Krankheit wahrnehmen und das Leiden aus grösserer Nähe mitbekommen. Die Entscheidung ist immer beim Oberarzt, aber sie wird natürlich im Team diskutiert.

«Es kann sein, dass ich das Sprachrohr des Kranken gegenüber den Ärzten werde.»

FRANZISKA SUTER, PFLEGEFACHFRAU

Und manchmal erleben Sie Überraschungen?

Ja, es ist überhaupt nicht immer so, dass die Pflege recht hat. Ich erinnere mich an Kinder, die extrem litten. Als Mutter hätte ich wohl gesagt: Ersparen wir ihnen das. Und dann überlebten sie. Natürlich kann man immer

noch die Frage stellen: Ist Überleben alles? Wie steht es mit der Lebensqualität? Aber auch das kann man ja nicht voraussehen. Niemand von uns weiss alles. Wir wollen gemeinsam zu einem Konsens kommen, und meine Aufgabe kann es sein, eine unerträgliche Situation anzusprechen.

Was, wenn Sie selbst die Diagnose Leukämie hätten?

Es ist seltsam, ich glaube nicht, dass ich ausgerechnet an Leukämie erkranken könnte. Aber das meint jeder. In jungen Jahren hätte ich mit dieser Diagnose keine Chance gehabt, weil es noch keine Fremdspender gab. Ich würde vielleicht noch nach anderen Optionen fragen. Aber gerade bei Leukämie gibt es keine alternativen Behandlungsmöglichkeiten. Die seriöse Naturheilkunde sagt ganz klar: Da können wir mit unseren Mitteln nichts machen. **INTERVIEWS: KÄTHI KOENIG**

Unheiliges Gemetzel

KREUZZÜGE/ Der Historiker Jonathan Phillips geht der Blutspur der Kreuzzüge und ihrem Wiederhall bis heute nach.

Schlachtengetümmel und Schwertgeklirr vor orientalischer Kulisse – das macht die Kreuzzüge seit Langem zu einem der populärsten Historienstoffe. Auch Jonathan Phillips nutzt in seinem exzellent geschriebenen Kreuzzugsopus «Der Heilige Krieg» die exotische Kulisse. Die zentrale These des britischen Historikers: Wer als Ritter das Kreuz nahm, tat dies, um sich vor allen von Sünden reinzuwaschen und als spirituellen Lohn das ewige Leben zu erlangen. Religiöse Gründe, welche von der Forschung immer mehr infrage gestellt werden, bleiben für ihn das Leitmotiv für den Aufbruch der Kreuzzugsheere ins Heilige Land.

BLUTBAD BRUTAL. Das erstaunt. Da wadet das Schrumpfmeer von Kreuzrittern anno 1099 durch das Blut der aufgeschlitzten Leichen von muslimischen Kriegern, zertrümmerten Kinderschädeln dem Tempel in Jerusalem zu, und Phillips scheut sich nicht herauszustreichen, dass «religiöse Motive im Mittelpunkt» des Kreuzzugs gestanden hätten.

ABLASS TOTAL. Natürlich ist der britische Historiker nicht naiv und weist auch auf die materiellen Interessenslagen hin. Das Spirituelle bleibt für ihn aber die Haupttriebskraft der Kreuzzüge. Bernhard von Clairvaux wirbt in seinem flammenden Kreuzzugsaufruf mit dem totalen Ablass und stellt die Teilnahme als einzige Möglichkeit dar, «wo der Tod Gewinn» bringe.

RHETORIK IMPERIAL. Phillips verfolgt die lange Geschichte des Kreuzzuges, und zeigt, wie dieser zum Inbegriff für politische Katastrophen und religiösen Fanatismus wurde. Erst Reformation und Aufklärung wenden sich gegen Zwangsbekehrungen von arabischen und spanischen Muslimen, von heidnischen Slawen und ketzerischen Albigensern in Frankreich. Mit den Ritterromanen von Walter Scott (1771-1832) schliesslich wird der Kreuzzugsgedanke des Mittelalters romantisiert und trotz seines katholisch-papistischen Ursprungs auch in protestantischen Nationen wie England oder Deutschland populär. So sorgt er im Zeitalter

des britischen Imperialismus dafür, die überseeische Ausdehnung zu erklären. Und der deutsche Kaiser Wilhelm II. inszeniert sich bei seinem Besuch in Jerusalem 1898 als Nachfahre der Kreuzfahrer. Das Konstrukt des Heiligen Kriegs bestimmt die politische Rede des Westens bis ins 21. Jahrhundert hinein. Einen Höhepunkt erreichte diese Rhetorik im Nachhall zu 9/11, als George W. Bush vom «Kreuzzug gegen den Terror» sprach. Für Phillips ist klar, dass hier das Politische das Religiöse überwog. Doch seit dem 19. Jahrhundert hat die europäische Kreuzzugsrhetorik im arabischen Raum dazu geführt, die dort fast vergessenen Kriege

zum Angelpunkt der Beziehung zwischen Christentum und Islam zu machen. Insofern passte die Kreuzzugsrede Bushs ideal ins Konzept von Osama bin Laden. Da sich der «Dschihad» aus dem Koran ableiten lasse, seien bin Ladens Brandreden theologisch abgestützt, legt Phillips dar. Doch deshalb unterstellt er dem Islam keineswegs eine grundsätzliche Gewaltbereitschaft. Was dem Terrorführer völlig gefehlt habe, seien «Mitgefühl und Toleranz», für Phillips zentrale Grundpfeiler des Islam. **DELFBUCHER**

JONATHAN Phillips: Heiliger Krieg. Eine neue Geschichte der Kreuzzüge. DVA, 640 S., 2011, Fr. 30.50.



Massaker an Muslimen: Nach der Einnahme Akkons 1191 lässt der englische König Richard «Löwenherz» 2700 Männer, Frauen und Kinder hinrichten

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI
ist Redaktor Religion bei Radio DRS und Buchautor



Vielleicht hilft ja Bläsi

WUNDER. Die römisch-katholische Kirche hat so viele Heilige, dass nicht einmal die Experten im Vatikan deren genaue Zahl kennen. Es sind mehrere Tausend. Viele stammen aus der Zeit vor der Reformation, gehören also zum gemeinsamen christlichen Erbe. Zum Beispiel Blasius. Er hat im vierten Jahrhundert an der türkischen Schwarzmeerküste gelebt und gilt als Helfer bei Halsleiden und Erstickungsgefahr. Mit seinem Gebet soll er einmal einen Knaben gerettet haben, dem eine Fischgräte im Hals stecken geblieben war.

HALSWEH. In der Schweiz wurde aus Blasius ein Bläsi. Man konnte ihn bei allen Halsproblemen um Hilfe bitten. Im Idiotikon, dem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, finden sich alte Texte, die zeigen, wie das funktioniert: «Wer an Halsweh leidet, der trinke Weihwasser aus einer Bouteille, die einen gebrochenen Hals hat, und rufe: Bläsi, Bläsi, Bläsi! So verliert er das Halsweh.» Und ein Betroffener berichtet in holprigen Reimen: «Wenn mir der Hals geschwollen was, da kam der Pfaff und lehrt mich das: Bring Sant Bläsi eine silbre Gab, der hilft dir der Geschwulst ab.»

HELPER. Bis heute wird in der römisch-katholischen Kirche am 3. Februar der Blasius-Segen gesendet. Er soll den Hals vor Krankheiten bewahren. Ob das auch funktioniert? Im Zweifelsfall setzen wir heute doch lieber auf Bonbons, Tabletten und Salbeitee. Aber Blasius wird deswegen noch lange nicht arbeitslos, er könnte sich nämlich auch um all jene Menschen kümmern, denen etwas Unangenehmes im Hals stecken geblieben ist. Es müssen ja nicht gleich Fischgräten sein, der übliche tägliche Ärger reicht auch schon. Einige bekommen dabei einen richtig dicken Hals. Andere würgen und versuchen herunterzuschlucken, was sie plagt. Das wäre doch etwas für dich, Bläsi!

BEFREIUNG. Und dann all die Furchtsamen und Schüchternen, die kaum richtig atmen und sprechen können, weil die Angst ihnen den Hals zuzschnürt: Sie könnten etwas Hilfe von oben bestimmt brauchen. Bläsi, was meinst du? So nebenbei könntest du auch jene etwas lockern, die zu Halsstarrigkeit neigen, weil sie immer recht haben müssen und nicht von ihren festgefahrenen Meinungen lassen können.

SEITENBLICK. Doch vielleicht mag Bläsi ja nicht mehr heilen. Er ist unterdessen nämlich fast 1700 Jahre alt. Als Heiliger wird er zwar kaum je pensioniert, aber unsere Probleme müssen wir heute wohl selbst lösen. Schliesslich sind wir aufgeklärte Menschen, glauben kaum noch an Wunder und wissen um unsere Verantwortung.

Aber so nebenbei ganz verschämt auf einen Heiligen wie Blasius zu schielen und mit dem Gedanken zu spielen, ob er uns vielleicht helfen könnte, obwohl wir nicht daran glauben – das dürfen wir uns auch heute noch erlauben. Gell Bläsi, dagegen hast du doch nichts einzuwenden?

LEBENSFRAGEN

Meine Brille, deine Brille – und niemand sieht die ganze Wahrheit

GLAUBENSFRAGE/ Gott – eine Person? Eine unfassbare Macht? Oder eine Erfindung? Es gibt viele Vorstellungen – und wer hat recht?

FRAGE. Es stellt sich die Frage, wenn es denn so etwas wie einen personalen Gott gibt, ob er auf Erden überhaupt irgendetwas bewirkt. Hat er allenfalls den Urknall geplant und ausgelöst? Ist er heute nur «mit uns auf dem Weg» und schaut zu, ob wir mit unseren Schwierigkeiten fertig werden oder nicht? O. R.

ANTWORT. Sehr geehrter Herr R., Ihre Frage hat spannende Diskussionen an unserem Familientisch ausgelöst. Meine Frau, zurzeit Sozialdiakonin in einer Kirchgemeinde und reformiert durch und durch, unser Ältester, Sonderschullehrer in einer Institution für sozial auffällige Jugendliche, seine Partnerin, aufgewachsen in Kenia, unser Zweitältester, in der Spezialarzt Ausbildung zum Radiologen, seine Zukünftige, Gymnasiallehrerin für Psychologie und Deutsch, unser Jüngster, Umweltwissenschaftler und überzeugt von der Macht der Evolution, und ich, Pfarrer aus tiefster Überzeugung – wir alle haben miteinander eine Auslegung der verschiedensten Gesichtspunkte gemacht. Das Ergebnis? Wer an Gott glaubt, damit rechnet, dass er für uns da ist, kommt auf andere Antworten als derjenige, der nicht an Gott glaubt, mit seinem Sein nicht rechnet. Also je nach Brille, die wir aufhaben, deuten, bewer-

ten wir das, was wir erleben und spüren, anders. Aber, und das ist wichtig, so oder so kann sinnvolles Leben gesehen, gestaltet und erreicht werden.

Ich glaube an einen personalen Gott. Das ist meine Brille, mein Glaube. Mir ist das Gebet, das Gespräch mit ihm wichtig. Ich brauche das. Und darum erlebe ich diese Auseinandersetzung mit Gott auch als lebendig. Dazu gehören für mich auch das Lesen der Bibel, die Feier des Gottesdienstes und der Gemeinschaft der Gläubigen und das persönliche und politische Engagement für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Für mich ist Gott nicht «nur» mit uns auf dem Weg. Ich erlebe das als das grösste Geschenk. Ohne seine ständige Herausforderung zur Liebe, zum Tun des Guten würde ich mein Leben vergeuden. Ich brauche diesen personalen Gott, der mich ganz persönlich aufrüttelt. Und ich bin von der Überzeugung getragen, die das folgende Gebet ausdrückt, das Franz von Assisi zugeschrieben wird:

Christus hat keine Hände, nur unsere Hände, um seine Arbeit heute zu tun. Er hat keine Füße, nur unsere Füße,

um Menschen auf seinen Weg zu führen. Christus hat keine Lippen, nur unsere Lippen, um Menschen von ihm zu erzählen. Er hat keine Hilfe, nur unsere Hilfe, um Menschen an seine Seite zu bringen.

Ich, wir müssen uns engagieren. Ich sehe, dass da auch vieles passiert. Und wo sich etwas zum Guten verändert, geschieht immer mehr, als wir tun. Denn – das ist mein Glaube – Gott ist mit am Werk. Welche Brille wir auch aufhaben, im gemeinsamen, konkreten Tun für andere finden wir uns immer wieder zusammen! Was wir aber auf keinen Fall tun dürfen, ist, uns abschätzig zu äussern oder lustig zu machen über andere Brillen. Seien wir dankbar für all das, was die Menschen, auch die mit anderen Brillen, beisteuern zum gemeinsamen Leben in dieser Welt.

IN DER RUBRIK «Lebens- und Glaubensfragen» beantwortet ein theologisch und psychologisch ausgebildetes Team Ihre Fragen. Alle Anfragen werden beantwortet. In der Zeitung veröffentlicht wird nur eine Auswahl.

SENDEN Sie Ihre Fragen an: «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich lebensfragen@reformiert.info



ILLUSTRATION: VERENA STÜMMER



ROMAN ANGST-VONWILLER

ist Theologe und arbeitet als Seelsorger in der «Bahnhofkirche» des Zürcher Hauptbahnhofs (rba@uav.ch)



Kloster Kappel: Historisch und reformatorisch bedeutungsvolles Kulturgut

Kappel übernimmt

BILDUNGSHÄUSER/ Hinter den Kulissen brodet die Kontroverse um die reformierten Bildungshäuser im Kanton Zürich weiter. Eine Spurensuche.

Am 26. Februar wird das Kloster Kappel, nach dem Boldernd-Niedergang einzig verbliebenes Bildungshaus der reformierten Zürcher Landeskirche, nach mehrwöchigem Umbau feierlich wiedereröffnet. Für 3,8 Millionen Franken wurden unter anderem die Gästezimmer im Konvent renoviert und die Klosterküche komplett erneuert. Damit scheint Kappel gerüstet, den Boom als alternatives Seminarhotel mit spirituellem Angebot fortzusetzen und namentlich, bereits im Januar 2013, auch die Kirchenpflegetagungen zu beherbergen. Das einstige «Filetstück» von Boldernd, wie der

frühere Boldernd-Präsident Patrice de Mestral in einem Leserbrief bedauert. «Eine schöne Sache», wie sich Markus Sahli, theologischer Leiter in Kappel, freut.

VEREINBARUNG. Allerdings steht die Frage im Raum, ob bei diesem, erst vor Kurzem bekannt gewordenen Transfer der Kirchenpflegetagungen alles mit rechten Dingen zugegangen ist. «reformiert.» liegt eine im März 2005 unterzeichnete Vereinbarung zwischen dem Kirchenrat und dem Trägerverein Boldernd «betreffend Kirchenpflegetagungen» vor. Diese Vereinbarung kann «unter Einhal-

tung einer Frist von zwei Jahren jederzeit auf das Ende des der Kündigung folgenden Jahres aufgelöst» werden. Das müsste eigentlich bedeuten, dass die Kirchenpflegetagungen frühestens 2014 von Kappel übernommen werden könnten. Und dies auch nur, wenn der Vertrag vor Ende 2011 gekündigt wurde. Der heutige Boldernd-Präsident Andreas Feuer bestätigt, dass er erst im Dezember überhaupt Kenntnis von diesem Vertrag erhalten habe.

Laut Nicolas Mori, Leiter Kommunikation der Zürcher Landeskirche, existiert eine modifizierte Fassung der Vereinbarung vom September

2009: «Die auf vier Jahre abgeschlossene Vereinbarung sieht keine explizite Kündigungsfrist vor, sondern dass sich die Partner zwei Jahre vor Ablauf der Gültigkeit über Verlängerung oder Beendigung aussprechen.» Mori räumt ein, dass dies im September 2011 hätte geschehen müssen, «im Hinblick auf die bevorstehende neue Situation aber unterlassen» worden sei.

VERPFLICHTUNG. Entscheidend ist laut Mori aber, «dass der eine Partner, das evangelische Tagungs- und Studienzentrum Boldernd, in dieser Form gar nicht mehr existiert und die in der Vereinbarung festgehaltenen Verpflichtungen teils nicht mehr erfüllen kann». Mori erinnert daran, dass der Pavillon und weitere Räumlichkeiten bereits für die Tagung 2012 nicht mehr zur Verfügung stehen. Vor diesem Hintergrund sei «die Vereinbarung hinfällig geworden», was Boldernd so akzeptiere.

Die Episode macht den Argwohn früherer Boldernd-Verantwortlicher wie des ehemaligen Präsidenten

Patrice de Mestral verständlich, es liege eine Ungleichbehandlung der beiden Bildungshäuser vor, mithin ein von der Landeskirche forciertes Ende des Männedorfer Hauses. De Mestral erinnert sich, dass schon früher von der Landeskirche der Wunsch kam, die prestigeträchtigen Kirchenpflegetagungen alternierend auf Boldernd und in Kappel durchzuführen: «Kappel untersteht direkt der Landeskirche, hat Millionen zur Verfügung und kann jederzeit bei der Synode neues Geld lockermachen.» Rund 30 Millionen Franken wurden seit 1984 in die historisch und reformatorisch bedeutsame Anlage investiert.

Für Matthias Krieg, Leiter Bildung bei der Landeskirche, war die Konzentration unausweichlich: «Für zwei Häuser ist der Kanton Zürich einfach zu klein. Der Entscheid über die Zukunft der Bildungshäuser hätte schon vor fünfzehn, zwanzig Jahren gemeinsam fallen sollen.» In Kriegs Projekt «Stadtakademie» wird Kappel eine Rolle spielen. **THOMAS ILLI**

marktplatz.

INSERATE:
info@koemedia.ch
www.koemedia.ch
Telefon 071 226 92 92

Jakobsweg Spanien/Frankreich – Wandern Sie mit!
16. April bis 2. Mai 2012: Astorga–Santiago
21. September bis 4. Oktober 2012: Orthez–Logrono
Marianne Stocker, 044 742 04 05
www.marianne-stocker.ch

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel / Zürich 061 313 77 74
Bern / Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90
www.zum-du.ch

Evangelisch-methodistische Kirche Wir suchen:
eine **Person für die Jugendarbeit**
Weitere Infos: (www.emk-winterthur.ch)

«Profilgemeinde»
Chance oder Zauberwort
für eine lebensfähige Kirche in der Stadt?
Öffentliche Podiumsdiskussion mit Präsentation
verschiedener Pilotgemeinden in deutschen
und Schweizer Städten (Basel, Bern, Luzern,
St. Gallen, Freiburg i. Br., Mannheim, Stuttgart,
Berlin)
Grusswort des Zürcher Kirchenratspräsidenten,
Pfr. Michel Müller
Einführungsreferate von Dr. Matthias Krieg, Leiter
der Abteilung Bildung der Zürcher Landeskirche,
und Dr. Martin Wrasmann, Leiter Pastoral im
Bistum Hildesheim
Moderation Pfr. Roland Diethelm, Leiter Teilkommission 5 «Reformen auf Ebene Kirchengemeinden» des Stadtzürcher Reformprojekts
Offene Kirche St. Jakob, Stauffacher, Zürich
Dienstag, 31. Januar 2012, 16.00 – 18.00 Uhr

Kontaktieren Sie uns, vielleicht können wir Ihnen helfen!
die Bürgschafts- und Darlehensgenossenschaft
der Evang.-ref. Landeskirche
des Kantons Zürich
Zentralstr. 2
Postfach 9768
8036 Zürich-Wiedikon
Tel. 044 492 39 90
Fax 044 492 39 80
info@bueda-zh.ch - www.bueda-zh.ch

**Kaufe Altgold und Golduhren,
Goldschmuck, Silberwaren,
Gold- und Silbermünzen usw.
zu Höchstpreisen! Sofortige Barzahlung!
Telefon 052 343 53 31, H. Struchen**

Hier könnte Ihr Inserat stehen!
Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 230.–. Damit erreichen Sie 250 369 Leser im Kanton Zürich.
Kömedia AG, Telefon 071 226 92 92, info@koemedia.ch

PRO DUE Finden auch Sie ihren Wunschpartner.
Dank seriöser Vorabklärungen kommen Sie mit Leuten in Kontakt, die gut zu Ihnen passen.
044 362 15 50
www.produe.ch

Grundwissen Theologie
Evangelischer Theologiekurs
August 2012 - Juli 2015 in Winterthur
INFORMATIONENABEND:
Mittwoch, 14. März 2012, 19.00 - 20.30h
Haus zur Pflanzschule, St. Georgenstr. 5, Winterthur
Auskunft:
Sekretariat, Tel. 044 258 92 17, www.zh.ref.ch/eb-th
Ein Angebot der Evang.-reformierten Landeskirche Zürich

Zwei Minuten Atempause
tele bibel
044 252 22 22
Die Bibel. Von einem ökumenischen Team jeden Tag neu für Sie auf Tonband gesprochen und kommentiert. Ein Dienst der Kirchen.

campus Muristalden
Kirchlich-Theologische Schule Bern
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées Berne-Jura-Soleure
Der spannendste Weg ins Theologiestudium!
Wir suchen
Menschen, die überlegen
ob sie sich neu ausrichten, Theologie studieren und Pfarrer oder Pfarrerin werden wollen.
• Wir begleiten Sie auf dem Weg zu ihrer Entscheidung.
• Wir bieten Ihnen eine 2-jährige theologische Spezialmatur.
• Wir bereiten Sie optimal auf das Theologiestudium vor.
• Wir sind engagiert und Teil eines anregenden Umfeldes.
Die Einschreibungen für den Kurs 2012-2014 laufen.
Aufnahmeprüfungen finden im März 2012 statt.
Nehmen Sie mit uns Kontakt auf:
Christian C. Adrian, Leiter KTS Bern, Campus Muristalden, Muristrasse 8, 3006 Bern, 034 411 30 25, christian.adrian@ktsbern.ch, www.ktsbern.ch.

AGENDA

BESONDERE GOTTESDIENSTE

Ostkirchliche Gottesdienste in der Wasserkirche Zürich. Rumänisch-orthodoxe Kirchgemeinde HI. Nikolaus: **29. Januar**, 10.30 Uhr. Syrisch-orthodoxe Kirchgemeinde St. Ephrem: **5. Februar**, 10.30 Uhr.

Spirituelle Abendfeier. «Blau Stunde: Brot und Wein für Leib und Seele». Feier mit Musik und Liedern, in der sich auch Kirchengemeinde wohl fühlen sollen. **29. Januar**, 19 Uhr, City Kirche Offener St. Jakob am Stauffacher, Zürich.

Ökumenische Abendmeditation.
1./29. Februar, jeweils 20 Uhr, alte Kirche Zürich-Witikon, Berghaldenstrasse.

Taizé-Gottesdienst. Feier mit Gesang, Stille und Musik. **3. Februar**, 20 Uhr, reformierte Kirche Herrliberg (Nähe Bahnhof).

Jodel im Grossmünster Zürich. Gottesdienst mit Aufführung der Jodelmesse Jost Marty. Mitwirkung: Jodel-Doppel-Quartett Adliswil, Alphornquartett Sihltal. Christoph Sigrist predigt zum Thema «Ewiges Leben – aus Gottes ewiger Liebe». **5. Februar**, 10 Uhr.

Impuls: «Hauptsach glücklich». Gottesdienst mit Martin Stössel, viel Musik und separatem Kinderprogramm. **5. Februar**, 17 Uhr, Kirche Suteracher, Zürich-Altstetten.

Politischer Abendgottesdienst. «Schluss mit dem Wachstumsrausch – Plädoyer für eine Umkehr». Mit Urs P. Gasche, Publizist. **10. Februar**, 18.30 Uhr, Kulturhaus Helferei, Kirchgasse 13, Zürich.

TREFFPUNKT

«Stille und Stimme». Feierabend-Meditation im Grossmünster Zürich. Jeden ersten Donnerstag im Monat, jeweils 18 – 18.45 Uhr. www.grossmueenster.ch/195.html

Gespräch und Händeauflegen. Jeden Samstag, 10 – 13 Uhr, City-Kirche Offener St. Jakob am Stauffacher, Zürich. Auskunft: Andreas Bruderer, 044 242 89 15.

«Profilmgemeinde». Chance oder Zauberwort für eine lebensfähige Kirche in der Stadt? Öffentliche Podiumsdiskussion. Einführungsreferate, Grusswort des Zürcher Kirchenratspräsidenten Michel Müller. **31. Januar**, 16 – 18 Uhr, City Kirche Offener St. Jakob am Stauffacher, Zürich.

Offener Gesprächsnachmittag für verwitwete Frauen. «Fang den Tag von heute nicht mit den Scherben von gestern an». Mit Heidi Hofer Schweingruber. **2. Februar**, 14 – 17 Uhr, Oase, Brahmstrasse 32, Zürich. Kosten: Fr. 20.–. Anmeldung nicht notwendig.

Café International. Interkultureller Frauentreff für zugewanderte und einheimische Frauen aus Rütli und Umgebung. Projekt der

TIPP



Neue Kirche Zürich-Albisrieden

GOSPELFESTIVAL/ Zum sechsten Mal veranstaltet die reformierte Kirchengemeinde Zürich-Albisrieden ein Gospel-festival. Besondere Farbtupfer werden die neun Gospelchöre aus Zürich und der Gastchor Spirit of Joy (Bild) aus Heidelberg setzen. Eröffnet wird das Festival mit dem Gospeldienst am 10. Februar. Predigt: Gerhard Bosshard.

Kollekte Sozialwerke Pfarrer Sieber. Konzerte: 11.15, 13.25, 15.30 Uhr. Während Mittags-/Zvieripause Verkauf von einfachem Essen, Kaffee und Kuchen.

NEUE ref. Kirche Zürich-Albisrieden, Ginsterstrasse 50 (Haltestelle Fellenbergstrasse, Tram 3 und Bus 67). Tageskarte: Fr. 20.–, Kinder Fr. 10.–; Einzelkonzerte Fr. 10.– resp. Fr. 15.– (Mittag). Tageskasse ab 10.40 Uhr (Vorverkauf: Tera, Fellenbergstrasse 292, Zürich).

reformierten Kirchen Rütli und Dürnten und der kath. Kirche Tann. Kinder willkommen. **8./29. Februar**, 9 – 11 Uhr, Kirchgemeindehaus Felsberg. Info: Beatrice Egli, 079 705 48 54.

Zytinsle – Offeni Chile. Kafiräff. Kontakte knüpfen und pflegen, Ideen und Projekte realisieren, Brücken zu Generationen und Kulturen bauen. **8.2./14.3./18.4./9.5./6.6./11.7./8.8.**, jeweils 13 – 16 Uhr, Begegnungsraum Bethaus, Schlossgasse 10, Zürich-Wiedikon.

Durchstarten ins AHV-Alter aus rechtlicher Sicht. Überblick über das Vorsorgesystem im Alter. Leitung: Marianne Ott, Rechtsanwältin. **21. Februar**, 19 – 21 Uhr, Frauenzentrale, Metzggasse 2, Winterthur. Info/Anmeldung (bis 9.2.): 052 212 15 20, fzw@bluewin.ch

KURSE/SEMINARE

Das Enneagramm – Instrument der Transformation. Vortrag des Psychologen Samuel Jakob. Veranstaltung der Ökumenischen Akademie. **3. Februar**, 17.15 – 20.45 Uhr, Hirschengraben 7, Zürich. Kosten: Fr. 40.–.

Lebensübergänge gestalten. Erwachsenenbildungskurs. Leitung: Esther Jedele, Jolanda Knecht. **5./12./19./27. März, 2. April**, jeweils 19 – 21 Uhr, Kirchgemeindehaus Töss, Stationsstrasse 3a, Winterthur. Info/Anmeldung: 052 202 91 79, esther.jedele@bluewin.ch

Umgang mit versteckten Wünschen und Bedürfnissen. Dreiteiliger Kurs mit Elisabeth Rüegg. **7./14./21. März**, jeweils 14 – 17 Uhr, Haus am Lindentor, Hirschengraben 7, Zürich. Info/Anmeldung: 044 258 92 56, freiwilligenarbeit@zh.ref.ch

KULTUR

Eric-Emmanuel Schmitt: «Das Kind von Noah». Ein Stück über Toleranz gegenüber Andersdenkenden/-gläubigen. **Bis 29. Januar.**

Dario Fo: «Franziskus, Gauckler Gottes». Das Stück zeigt, dass Religion auch lustig sein kann. **1. – 5. Februar.** Aufführungen jeweils Mi-Sa, 20 Uhr, So 19 Uhr, Theater Stock, Hirschengraben 42, Zürich. Abendkasse: 1 Std. vor Vorstellungsbeginn, 044 251 22 80.

Erdcharta – erfahrbare Schöpfungspiritualität. Mit Christa Schmidmeister, Botschafterin der Erdcharta für die Schweiz. **30. Januar**, ref. Kirchgemeindehaus Freienstern, Irchelstr. 12. 18.30 Uhr: Film «The power of Community», 20 Uhr, Vortrag und Austausch. Ein Angebot der reformierten Kirche Lufingen.

Mondnacht 6 – There is a wheel in a wheel. Konzert mit Werken von H.-M. Linde, M. Heep. Mit Beatrice Voellmy (Sopran). Peter Zimpel (Bass), Claudia Weissbarth (Flöten), Susanne Kern (Klavier). **3. Februar**, 20 Uhr, Lavatersaal, St. Peterhofstatt 6, Zürich. Abendkasse.

Orgelkonzert Bruno Reich. «Fantasien» von Bach, Mozart, Franck, Saint-Saëns. **5. Februar**, 17 Uhr, reformierte Kirche Zürich-Oerlikon, Oerlikonerstrasse 99. Eintritt frei – Kollekte.

«Verdingkinder reden». Wanderausstellung. **Bis 1. April.** Schulhaus Kern, Kernstrasse 45. Geöffnet: Dienstag bis Sonntag, 11 – 18 Uhr. Die Ausstellung «Verdingkinder reden» wird von einem vielfältigen Angebot an Veranstaltungen begleitet. Schulklassen und Führungen auf Anfrage. Eintritt: Fr. 12.–. Für das Rahmenprogramm: www.verdingkinderreden.ch

LESERBRIEFE



Fahrt ins Ungewisse – freudlos und auf der linken Spur?

REFORMIERT. 30.12.2011
Frontartikel: «Die Fahrt ins Ungewisse»

ROTE BRILLE

Auch in den letzten drei Ausgaben von «reformiert.» zu Advent, Weihnachten und Neujahr wird das Allermeiste auf die zwischenmenschliche Ebene reduziert, die Orientierung an Gottes Wort ist fast ganz ausgeklammert. Symptomatisch ist der Leitartikel zum neuen Jahr: Da wird über Wirtschaftskrise, Finanzkrise und Umweltkrise zwar Bedenkenswertes zusammengetragen. Aller dings werden diese schwierigen Themen dann mit einer politisch ziemlich roten Brille beurteilt. Zuletzt wird ein sehr weltliches Rezept gegeben, wie den Schwierigkeiten der Zukunft zu begegnen sei: «Empört euch, beschwert euch und wehrt euch, es ist nie zu spät!» – Ein Zitat des linken Liedermachers Konstantin Wecker. Der Artikel schliesst mit dem für mich süffisant anmutenden Satz, dieser Aufruf zum Widerstand «könnte aber gerade so gut in der Bibel stehen». Wirklich? Es scheint fast, als würde man sich auf der Redaktion von «reformiert.» schämen, den Namen von Jesus Christus auch nur schon zu erwähnen oder einmal in einer guten biblischen Benennung auf den hinzuweisen, der gerade in Zeiten der Ungewissheit und der Krisen Halt und Orientierung geben kann. Ich bin immer wieder neu enttäuscht von der «evangelisch-reformierten Zeitung» und möchte doch gerne fragen, wo denn die evangelischen Inhalte bleiben. Ich wundere mich, dass unsere Kantonalkirchen immer noch so viel Geld ins «reformiert.» stecken. **MARKUS WERNER, STEINMAUR**

FREUDLOS

Als ich die Neujaehrnummer aus dem Briefkasten nahm, war mein erster Gedanke: «wie trübsinnig!» Dieser Gedanke schwand auch nicht nach Lesen des Artikels. Als ich dann beim Synodentelegramm auf die Überschrift «reformiert. zu freudlos» stiess, dachte ich nur: «genau», um dann zu lesen, dass der Kirchenratspräsident in seiner Antwort davor warnte, «die Bibel zu einer Wohlfühlideologie zu machen». Für mich ist die Alternative zu «Freudlosigkeit» nicht «Wohlfühlideologie», sondern die Liebe Gottes, seine Gnade, seine Barmherzigkeit sowie seine Vergebung. Diese Alternativen zur «Freudlosigkeit» können wir als Christen durch die Hoffnung, die wir durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten haben, mit Leben im Alltag erfüllen. Zu diesem einzigartigen Weg der Bibel wünsche ich mir die Unterstützung von «reformiert.».
DOROTHEE HUSEMANN, EINSIEDELN

REFORMIERT – ALLGEMEIN

ERFREUT

Ich lese «reformiert.» immer, meist von A bis Z. Ich gratuliere Ihnen zu dieser Zeitung, hinterfragt sie doch oft kritisch, bringt vieles, auch nicht so Angenehmes, zur Sprache und lässt vielen An-

sichten einen Platz. Ich freue mich auf weitere «reformiert.»-Ausgaben. **JACQUELINE KELLER-WERDER, GEBENSTORF**

REFORMIERT. 9.12.2011
«Occupy hat etwas tief Evangelisches»

UNDIFFERENZIERT

Wie undifferenziert – vereinfacht ausgedrückt politisch links – grosse Teile der reformierten Kirche denken, zeigt sich an der Hauptüberschrift der Nummer 12/2 von «reformiert.»: «Occupy hat etwas tief Evangelisches.» Als reformierter Mensch frage ich mich, ob ich in einer Kirche bleiben soll, bei der Verantwortliche wie diese «unkonventionelle» Pfarrerin und Joglehrerin Thala Linder von der Occupy-Bewegung fasziniert sind. Allein aus folgenden Gründen hat diese Bewegung wenig Evangelisches. Sie versteht wenig, zum Teil überhaupt nichts, von wirtschaftlichen Zusammenhängen und Bankgeschäften, bietet keine Alternative und geht mit keinem Vorbild voran. Sicherlich sind viele Boni sehr hoch, jedoch werden diese meistens von den Eigentümern der Banken begelbt, zum anderen leben wir in einer Welt begrenzter (Arbeits-)Ressourcen, bei denen meist Angebot und Nachfrage den Preis bestimmen. Dies hat im Übrigen zu der enormen Steigerung des Wohlstands, der Lebenserwartung und der persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten nahezu aller Menschen in den entwickelten Län-



Occupy – realitätsfremd?

den geführt, und selbst die armen Menschen in diesen Ländern geniessen einen höheren Lebensstandard als die Oberklasse in unterentwickelten Staaten. **LOTHAR BIMBERG, URDORF**

REFORMIERT. 30.12.2011
Leserbriefe: Cartoon Christa – Maria und Josef als Asylanten

ASYL IN ÄGYPTEN

Wenn ich die Weihnachtsgeschichte zu Ende lese, sehe ich, dass Maria, Josef und Jesus sehr wohl Asylanten waren, nämlich in Ägypten. Zum Glück gehörte der Beamte damals an der ägyptischen Passkontrolle nicht zur politischen Rechten, sonst hätte er die Heilige Familie wohl zu Herodes zurückgeschickt mit den Worten: «Das Kind soll ein Flüchtling sein? Chabisi! Gönd Si wieder hei!» Danke für die spannenden Themen! **FELIX GEERING, ILLNAU**

IHRE Meinung interessiert uns. Schreiben Sie an zuschriften@reformiert.info oder an «reformiert.» Redaktion Zürich, Postfach, 8022 Zürich.

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

TIPPS



Licht auf dem Weiher

BILD UND WORT

STILLE TEXTE BLAUE BILDER

Helena Aeschbacher-Sineckä nennt sich die Einsiedlerin von Kappel. Immer wieder hält die Künstlerin in ihren Fotografien die Stimmungen des Klosterweihers fest. Ihre begleitenden Gedichte widerspiegeln diese stille Welt, lassen aber auch Abgründe und Gefährdungen erahnen. **KK**

HELENA AESCHBACHER: «eisbilder». 2011. 68 Seiten, Fr. 20.–, zzgl. Versandkosten. Zu beziehen bei: Buchprojekte, c/o Paul Jenni, Höllbündenstrasse 16, 8964 Rudolfstetten, pljenni@bluewin.ch.

SOZIALGESCHICHTE

ARBEIT UND VERANTWORTUNG FÜR DIE AUSGESTEUERTEN

Es seien nicht «die Braven», die in den sogenannten Docks arbeiten, schreiben die Autorinnen, und doch hätten sich diese Sozialfirmen zu einer «Insel der Anständigen» entwickelt. Was es dazu braucht, erklärt dieses Buch: Sozialfirmen sind Unternehmen, die unter marktwirtschaftlichen Bedingungen Arbeitsplätze für Langzeitarbeitslose oder Ausgesteuerte zur Verfügung stellen. Dieser «zweite Arbeitsmarkt» soll den «ersten» unterstützen, der wirt-

schaftlichen Gesetzmässigkeiten unterstellt ist, er darf ihn aber nicht konkurrenzieren. Das Engagement der Sozialfirmen hat damit wirtschaftliche, aber auch soziale Ziele, denn die «Arbeitsbeeinträchtigen» sollen Verantwortung für ihren Arbeitsplatz übernehmen und so eine Stelle in der normalen Arbeitswelt finden. **KK**

LYNN BLATTMANN, DANIELA MERZ: Sozialfirmen. Plädoyer für eine unternehmerische Arbeitsintegration. Verlag rüffer & rub, 2010. 176 Seiten, Fr. 38.–

TAGEBUCH

ALTE AUFZEICHNUNGEN NEU BETRACHTET

Dieses Jahr kommt die Liturgie für den Weltgebetstag aus Malaysia, ein Grund für viele, sich mit dem südostasiatischen Land auseinanderzusetzen. Vor vierzig Jahren leisteten Ueli und Yvonne Zimmerer auftrag der Basler Mission dort einen Einsatz. Yvonne Zimmerer hat eine Auswahl aus ihren Tagebuchaufzeichnungen von damals als Buch herausgegeben. **KK**

YVONNE ZIMMERER: Zwischen den Zeilen liegt die Fülle des Lebens. Basileia-Verlag, 2011. 194 Seiten, Fr. 25.–

Arbeit für alle (Blattmann/Merz)



Begegnungen in Malaysia

VORSCHAU SCHWERPUNKT/ Mit dem Sieber-Werk in Zürich unterwegs

ERSCHEINT AM 10. FEBRUAR 2012



Bibliothek der Kantonsschule Zug: Hier forschte Maturand Daniel Szpilman über seinen Grossvater Wladyslaw, Holocaust-Überlebender

«Der Pianist» war sein Grossvater

PORTRÄT/ Wladyslaw Szpilman («Der Pianist») bewegte Millionen – auch seinen Enkel Daniel Szpilman.

Daniel Szpilman hat schöne Hände. «Die habe ich von meinem Grossvater geerbt», sagt er – und fügt lachend hinzu: «Die Klavierspieltechnik leider nicht.» Der Neunzehnjährige ist fasziniert von seinem Grossvater, besonders von dessen Musik. Und er ist ein wenig traurig, dass der virtuose Musiker beinahe hinter dem Etikett «Überlebender des Warschauer Ghettos» verschwindet. Daniel Szpilman ist der Enkel von Wladyslaw Szpilman (1911–2000), dem Roman Polanski in seinem Film «Der Pianist» 2002 ein Denkmal setzte.

LEBENSREITER. Als Daniel am 5. Dezember zum 100. Geburtstag seines Grossvaters in der Kantonsschule Zug seine Maturarbeit präsentierte, war die Aula voll – allerdings weniger wegen der Musik des Pianisten und Komponisten Wladyslaw Szpilman als wegen dessen Biografie, in der sich die Bestialität des 20. Jahrhunderts kristallisiert. Dabei hat die Musik Wladyslaw Szpilman vor dem Tod bewahrt: zum ersten Mal, als ein jüdischer Milizionär den populären Musiker vor dem Abtransport nach Treblinka rettete und damit dem sicheren Tod in der Gaskammer entriss. Zum

zweiten Mal, als der deutsche Wehrmachtsoffizier Wilm Hosenfeld von Szpilmans Klavierspiel mitten in der zerbombten Ruinenstadt Warschau 1944 derart fasziniert war, dass er ihn vor dem Verhungern rettete.

LEBENSWILLE. In seiner Maturarbeit will Daniel Szpilman eines herausstellen: «Musik hält den Willen zum Überleben wach, es kann aber auch ein anderer Fixpunkt wie Philosophie oder Religion sein», so Szpilman, der nun eindringlich zu erzählen beginnt: «Stellen Sie sich vor: Mein Grossvater hat alles verloren – seine Familie, seinen Besitz, seinen Beruf. Und trotzdem blieb sein Willen zu überleben intakt.» Wie es möglich ist, dass in solch finsternen Zeiten der Lebensmut nicht schwand, wollte Szpilman für seine Arbeit von verschiedenen Überlebenden des Warschauer Ghettos wissen. Auch von Marcel Reich-Ranicki, der mehrere Kritiken über Konzerte Wladyslaw Szpilmans geschrieben hatte.

LEBENSGESCHICHTE. Die Autobiografie seines Grossvaters las Daniel Szpilman bereits im Alter von sieben Jahren: «Das Gelesene habe ich da-

mals noch nicht erlauben können», sagt er. Aber der Holocaust, bei dem so viele Mitglieder seiner Familie ermordet worden waren, nur eben sein Grossvater nicht, ist für ihn inzwischen ein Stück der eigenen Lebensgeschichte geworden. Mit neun Jahren tummelte er sich auf dem Set der Berliner Filmstadt Babelsberg, als Roman Polanski dort den Film «Der Pianist» drehte. Die polnische Sprache und die Liebe zu Warschau verbinden den Zuger Maturanden noch heute mit seinem vor elf Jahren verstorbenen Grossvater, den Daniel als liebenswürdigen und humorvollen Menschen erlebt hat – trotz dessen traumatischen Erfahrungen.

LEBENSPLAN. Und dann sind da noch Daniels Klavierspielerhände und seine Leidenschaft für die Musik. Er setzt sich ans Klavier, greift temperamentvoll in die Tasten – und schüttelt dann den Kopf: «Auf einem verstimmten Klavier kann man nicht Chopin spielen.» Daniel Szpilman hat hohe Ansprüche, er weiss, dass sein Klavierspiel nicht für eine Musikerkarriere reicht. Darum wird er im Sommer nach Warschau ziehen, um dort Jura zu studieren. **DELFBUCHER**

«Der Pianist»

Es brauchte seine Zeit, bis die Welt Wladyslaw Szpilmans bewegtes Leben zur Kenntnis nehmen wollte. Als Arthur Rubinstein die 1946 geschriebene Autobiografie Szpilmans in den Siebzigerjahren in einem englischen Verlag unterbringen wollte, scheiterte er. Erst der Polanski-Film «Der Pianist» machte Szpilman zur Symbolfigur einer Epoche.

Wladyslaw Szpilman: Der Pianist, 2011, List-Verlag, Fr.13.50.

GRETCHENFRAGE

KLAUS SCHWAB, WEF-GRÜNDER

«Ich tanke Kraft in der Natur»

Herr Schwab, wie haben Sie mit der Religion?

Ich bin gläubig. Daher laden wir auch seit vielen Jahren Persönlichkeiten aus der Glaubenswelt nach Davos ein. Persönlich betrachte ich Religion als Privatsache und rede daher auch nicht darüber.

Sie rufen die Wirtschaftsführer am WEF zu sozialer Verpflichtung und Selbstverantwortung auf – gleichzeitig laden Sie auch Firmen ein, die menschenverachtendes Geschäftsgebahren an den Tag legen. Warum? Zunächst glaube ich, dass man mit diskriminierenden Schlagwörtern wie «menschenverachtend» vorsichtig umgehen sollte. Es sei denn, man hat konkrete Belege für diese Behauptungen. Falls ein Wirtschaftsführer seine soziale Verpflichtung und Selbstverantwortung nicht wahrnimmt, ist er in Davos trotzdem am richtigen Platz, denn dort erkennt er hoffentlich, dass sein Unternehmen nicht nur den Aktionären, sondern der Gesellschaft allgemein zu dienen hat.

Inwiefern kann denn der Einzelne etwas für ein friedvolles Zusammenleben tun?

Indem er dies im privaten Bereich praktiziert und im täglichen Umgang seinen Mitmenschen mit Respekt begegnet.

Was ist für Sie der viel beschworene Geist von Davos?

Ohne Vorurteile und ideologische oder andere Scheuklappen die Probleme der Welt erkennen und nach kollaborativen Lösungen suchen.

Wo tanken Sie Kraft für Ihre Aufgabe?

In der Natur. Sie lehrt uns, in langfristigen Zyklen zu denken und uns dabei bewusst zu sein, dass es einen Entstehungs- und Alterungsprozess gibt.

Wen würden Sie persönlich gerne nach Davos einladen?

Aung San Suu Kyi, die Friedensnobelpreisträgerin aus Burma. Ich habe sie kürzlich besucht und mit der Regierung gesprochen, um den Reformprozess, die Achtung von Menschenrechten voranzutreiben. Ich hoffe, dass Burma so viele Fortschritte macht, dass Aung San Suu Kyi nächstes Jahr in Davos dabei sein wird.

INTERVIEW: RITA GIANELLI



KLAUS SCHWAB, 74 gründete 1971 in Davos das Weltwirtschaftsforum (WEF). Der Wirtschaftswissenschaftler ist Vater zweier Kinder und lebt in Cologny GE.

CARTOON CRISTA

JÜRIG KÜHN



VERANSTALTUNGEN

REFERATE UND DISKUSSION GRUNDEINKOMMEN FÜR ALLE

Jeder und jede erhält unabhängig von Alter und Erwerbstätigkeit eine regelmässige Zahlung durch den Staat. Die spannende Idee eines bedingungslosen Grundeinkommens wirft auch Fragen auf: Wie hoch kann ein Grundeinkommen sein, und wie soll es finanziert werden? Ist es «gerecht», wenn alle zunächst dasselbe bekommen? Werden sich genügend Menschen finden, die noch erwerbstätig sind? Und wie wird Familien- und Pflegearbeit gewertet?

Ein Abend im Kulturhaus Helferei mit: Dr. Jeannette Behringer (Studienleiterin Bolder), Jakob Elmer (Systemische Beratung), Dr. Stefan Grotefeld (Fachstelle Kirche und Wirtschaft), Daniel Häni (Initiative Grundeinkommen), Dr. Carsten Köllmann (Ethiker), Dr. Antje Schupp (Politologin und Journalistin).

DONNERSTAG, 9. Februar 2012, 18 bis 20.30 Uhr (danach Apéro), Kulturhaus Helferei, Kirchgasse 13, Zürich. Abendkasse Fr. 20. - Auskunft: www.boldern.ch, 044 921 71 71